Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 26 **Marburg i. H., den 29. Juni** **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Unsere Zukunft — Bei Unserer Frau von der Kerze — Missionsprobleme. Schluß — Der Evangelisch-soziale Kongreß in Danzig. Schluß — Zum Erlaß des Oberkirchenrats über Apostolikum und Konfirmation — Aus Rom — Verschiedenes: Memoiren einer Sozialistin (Lily Braun); Volkskunst; Zum Tarifbruch in Berliner Zeitungsdruckereien; — Kleine Mitteilungen — Nach der Verhandlung des Spruchkollegiums über Pfarrer Jatho — Anzeigen

Unsere Zukunft

Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben. Jer. 31, 33.

Wie denken wir uns eigentlich die Zukunft des Menschengeschlechts? Keinesfalls als Etwas, das ganz von selbst, ohne unsre Arbeit und Mitarbeit eintreten wird. Ja, die Sonnensysteme und Himmelskörper, darunter auch unsre Erde und was auf ihr geworden ist, das ist sozusagen von selbst gewachsen, nachdem Gott mit seinem schöpferischen „Es werde!“ den Weltensamen ausgestreut hatte. Darum haben auch unsre Naturforscher ganz recht, wenn sie die Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten dieses Werdeprozesses zu entdecken suchen. Hier ist alles „natürlich“ zugegangen und die Welt hat sich, wie man sagt, entwickelt.

Allein anders ist es, seit das Menschengeschlecht auf den Schauplatz dieser Welt getreten und seiner selbst bewußt geworden ist. Nun herrscht nicht mehr das nämliche Gesetz einer unausweichlichen Notwendigkeit, sondern die Regel einer höhere Ordnungen in sich bergenden und von geistigeren Motiven gelenkten Freiheit. Was bis zu dem Auftreten des Menschen Fügung gewesen ist, wird nun Erziehung, das heißt Führung von Wesen, die zur Selbständigkeit und zur Einwirkung auf die sie umgebende Welt berufen sind. Was vorher Entwicklung war, wird nun Pflicht. Die Mütter sind das Schicksal ihrer Kinder, und von uns heute lebenden Menschen hängt Wohl und Wehe der uns ablösenden Generationen mit ab. Die Zukunft des Menschengeschlechts wird nicht heraufziehen wie das Wetter des morgigen Tages, das wir hinnehmen müssen, wie es ist, nein, sie ist eine Aufgabe, an deren Lösung wir mitzuarbeiten haben.

Was der alttestamentliche Prophet über die Zukunft geredet hat, das ist eine Wahrheit, die wir wohl auch aus der Geschichte ablesen können. Der Strom des Werdens rauscht immer mächtiger das alte Lied: Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Das aber werden wir sein: Menschen, die das Gute nicht um irgend eines diesseitigen oder zukünftigen Lohnes willen tun, sondern um des Guten selber willen, Menschen, die aus Bedürfnis und innerer Nötigung heraus frei und ganz natürlich den Willen Gottes erfüllen werden. Die so lange getrennt fließenden Stromläufe des menschlichen und göttlichen Willens werden sich einmal vereinigen.

Noch müssen wir uns zum Guten entweder nötigen lassen oder uns selbst dazu zwingen. Noch erfüllen wir wenigstens einen Teil unserer Pflicht gegen unsre Neigung. Allein schon sehen wir Menschen, die gütig sind, weil sie nicht anders können. Schon gibt es Seelen, die wahrhaftig sind, weil sie sich endgiltig der Wahrhaftigkeit vermählt haben, wie der heilige Franz der Sancta Paupertas. Es gibt barmherzige Samariter, die an fremder Not einfach nicht vorüberkommen, und Marienherzen, die lauschen müssen, wenn Ewigkeitsakkorde den Weg zu ihnen gefunden haben.

Und Jesus? Was zieht uns denn mächtiger zu ihm, als die Freiheit und Harmonie des Menschenwesens, das in ihm zuerst und zuhöchst seiner selbst bewußt geworden ist? Jedes „Du sollst!“, jeder kategorische Imperativ ist in ihm ausgelöscht, weil überschrieben von jenem wunderbaren: „Ich muß!“, „ich kann nicht anders!“ Dieser Jesus ist der lebendige Kommentar zu dem Prophetenwort: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben.“ Heil dem, der sich nach dieser Freiheit des Christuslebens sehnt! Und wenn Jemand das noch nicht vermöchte, dann wünschen wir ihm mit Meister Eckehart, daß er sich doch nach dieser Sehnsucht sehne.

C G

Bei Unserer Frau von der Kerze

Santa Cruz, Tenerifa, 20. April

— Man muß heiraten, sagt Aostin, mein Eseltreiber, in würdevollem Tone. Es ist notwendig. Vergnügen Sich Euer Gnaden noch ein paar Jahre. Aber dann heiraten!

— Hört denn das Vergnügen mit dem Heiraten auf?

— Aostin pfeift leise . . . Wenn man fünfzehn Kinder hat —

— Fünf —?

— Fünfzehn. — Sechs sind aber gestorben, fügt er beruhigend hinzu, das letzte vor einem halben Jahre. Wir waren zu Nuestra Senora de Candelaria. Es hat aber nichts genützt.

— Nützt das immer nichts?

— O doch, oft hilft sie. Als der Esel krank wurde, machten wir eine promesa. Da hat sie geholfen.

— Erzählen mir doch Euer Gnaden (hier ist jeder „Euer Gnaden“ von dem Augenblick an, wo er Hosen anlegt, oder doch ein Fragment derselben) von Nuestra Senora de Candelaria.

— Ja, mit vielem Vergnügen. Sehen Sie, ehe diese Inseln katholisch wurden — es ist schon lange her — da lebten hier die Guanchen. Das waren Riesen und Heiden. Zwei von ihnen fischten einmal dort hinten unter Guimar, fingen aber nichts. Und als sie wieder an den Strand kamen, stand auf einem Steine eine große Frau mit dem Kinde auf dem Arme und mit einer Kerze in der Hand. Es war die Mutter Gottes. Sie war aus Holz und vergoldet. Und als die Fischer einen Stein nach ihr warfen, da wurde dem einen sogleich der Arm steif und blieb stehen. Sie riefen den König. Und er betete sie an und wollte sie in ein schönes Zelt bringen, um sie da zu verehren. Aber als er sie eine Strecke weit getragen hatte, wurde sie plötzlich ungeheuer schwer. Da rief der König: Hilfe! Und zum Andenken daran baute man an dem Platze eine Ermita mit dem Namen „Hilfe“ (Socorro). Die steht heute noch und heißt bis heute so. Endlich brachte man

sie doch aus der Stelle in eine Höhle am Meeresufer, die dem König gehörte. Und hier verehrten die Guanchen sie und beteten sie an und feierten Feste und tanzten. Darum wird auch heute immer noch dort getanzt bei der großen Prozession. Zwei Kerle stellen sich dabei aufeinander, verkleiden sich und stellen einen alten Guanchen vor. Denn das waren Riesen. Und dann tanzen sie. Als nun die Christen kamen, da fanden sie dort in der Höhle Unsere Frau und erklärten den Guanchen, wer sie sei. Da ließen sie sich alle taufen. Und dann bauten sie eine große schöne Kirche und ein Kloster und wollten sie hineintragen. Aber als man sie forttragen wollte, wurde sie wieder so schwer, daß sie nicht vom Platze zu bewegen war. Endlich gelang es doch, sie in die Kirche zu bringen. Aber was geschah! Als man am andern Tage hineinkam, war der Platz leer und Unsere Frau war wieder an der alten Stelle, in ihrer Höhle. Und so geschah es zweimal. Endlich ließ sie sich erweichen, und nun ist sie in der Kirche. Sie ist die Schutzherrin von Teneriffa und allen sieben Inseln. Und überall her kommen die Wallfahrer zu ihr. Ihre Feste sind an Mariä Reinigung (2. Februar) und an Mariä Himmelfahrt (15. August). Dann ist die große Prozession, und dann besucht sie den San Blas (Sankt Blasius) in ihrer alten Höhle. Denn seitdem sie daraus fort ist, ist ein kleiner San Blas darin.

— Wer ist denn mächtiger: der heilige Christ von Laguna oder Unsere Frau von Candelaria? —

Die Frage schien in Aostins Theologie noch nicht vorgekommen zu sein. Die meisten Leute und das meiste Geld geht nach Candelaria, meinte er.

— Ich werde auch nach Candelaria gehen.

Barranco Hondo, 23. April

Im kühlen Halbdunkel dieser Fonda essen wir Pellkartoffeln und Salzfisch. Auf dem Tische liegt neben dem Brotkorbe eine große Katze, und zwei sitzen gegenüber auf der Bank und sehen befriedigt unsern vergeblichen Versuchen zu, des Salzfisches mit Gabel und Messer Herr zu werden. Don Miguel trägt den Wein auf. Was ich sage, kommt ihm garnicht spanisch vor — was hier zu Lande ein Mangel ist — und die Stümpfe von Worten, die er hervorbringt, mir chinesisch.

— Wie weit ist es hinunter nach der Kirche? frage ich.

— Das ist wohl möglich, meint er wohlwollend.

— Ist das der Weg hinunter?

— Wein? Nein, nur noch Bananen. Viele! sagt er und lacht.

Ich versuche, ihm näher zu kommen: Ihr habt da ein paar famose Schweine in der Höhle hinter dem Hause.

Jetzt erstickt er mir beinahe vor Lachen: Nein, bei uns legen die Schweine keine Eier. Die Hühner, die Hühner!

Dabei deutet er auf ein fedriges Etwas, das sich unterhalb der Katzen aufhält.

Ich hatte vorläufig genug vom Spanisch, überlasse den Salzfisch den Katzen und suche den schmalen Felssteig, der von der Schulter des Gebirges zwischen Bananenfeldern sich tausend Fuß zum Gestade hinabwindet. Dabei geht der Blick links und rechts und verfängt sich eine Weile in dieser seltsamen Umgebung. Sie ist fast unheimlich zu nennen. Von hoch her stürzt in riesigen Wellen, von querlaufenden Schründen und Klüften aufgehalten, ein rostbraunes Felsgeklipp zu Tal, Basalte, scharfe Laven, rissige Bimsteinschichten, über und untereinandergepackt, aufgestülpt, von immer neuen Strömen der ausbrechenden feurigen Massen verdrückt, gesprengt, zusammengepreßt. Das drängt und stürzt nach abwärts, steht da, als wenn es erst gestern erstarrt wäre aus feurigem Flusse, und verliert sich im Meere, das unten im Glast der Mittagsonne weißgrau unendlich sich ausbreitet. Nur hier und da, in verteilten Gruppen wächst auf diesem seltsamen Boden Baum oder Strauch, beide so seltsam, wie der Boden selber: die stachlichen Opuntien-Kaktus, diese wunderlich-lächerlichen Kobolde der Pflanzenwelt, ungeheuere zu vier Meter hohe Wolfsmilche, die sich bemühen wie Kaktus auszusehen, die Tamariske mit ihrem staubigen hängenden Grün und diese Drachenbäume, die wie riesige dicke Pinsel in der Landschaft umherstehen, primitive Versuche der Natur, das Baumproblem zu lösen, die im frühen Tertiär ganz zeitgemäß waren, heute aber altmodisch und lächerlich sind.

Candelaria, im Dominikanerkonvent

Ingleses, Ingleses! — Dieses Losungswort hatte schnell die Runde gemacht und die gesamte Dorfjugend uns auf die Fersen gebracht. Die Meisten von ihnen sind unter dem Euer-Gnaden-Range, aus angegebenen Gründen. Doch haben alle Hemden an, die allerdings nach einer verborgenen Maxime immer da aufhören, wo sie anfangen würden, von Bedeutung zu sein. „Ein Hündchen, Herr, ein Hündchen“, heult der Chor. Die spanischen Kupfermünzen tragen ein Tier im Wappen mit einem langen geringelten Schwanz. Man deutet das hier nach der größten Aehnlichkeit als einen Pudel und erwartet von jedem Fremden, daß er von diesen Hündchen möglichst viele hat und gibt. Wir geben keine und retten uns in den Schutz des Klosterfriedens. Das große weite Gebäude ist still, die Zellen offen und leer, die Mönche lange vertrieben. Es endet in einer großen stattlichen dreischiffigen Kirche, die einst die schönste der Inseln war. Sie ist eingestürzt, die Fenster weit offen, die Altäre abgebrochen. An sie schließt ein nüchterner ziemlich ärmlicher Langbau. Er birgt heute das Heiligtum. Es schwebt über dem Hochaltar, von einem langen Brokatvorhang verdeckt. Die Haushälterin des Priesters — er selber ist auf einem Versehgang — hat uns eingelassen. Sie zündet zwei Kerzen an. Der Vorhang geht langsam in die Höhe.

„Dieses Bild ist so vortrefflich und vollendet, wie ich es all mein Leben nirgends gesehen habe. Seine Gesichtsfarbe ist etwas bräunlich, mit sehr schönen Rosen auf den Wangen. Indessen kann man das so genau nicht sagen, denn es ist dem Bilde sehr gewöhnlich, daß es seine Farben wechselt und bald in dieser bald in jener erscheint.“ So schreibt der alte Alonso de Espinosa in seinem Buch vom Ursprung und Wundern Unserer Frau von Candelaria. Wir konnten von dieser Pracht und Farbenwundern nichts finden. Wir sahen eins der hunderte und tausende von „Gnadenbildern“, ähnlich all den Gottesmüttern vom Pfeiler, von den Gnaden, von Maria-Einsiedeln, von Czenstochau, bis hin zu den noch ehrwürdigeren und häßlicheren der östlichen Kirche: der Gottesmutter von Kasan, der blachernischen, der iberischen vom Athos und von Moskau. Eingehüllt ist es in die bekannte kegelförmige Tracht, und trägt eine große Silberkerze in der Linken, die das Bild als ein ursprüngliches „Mariä Kirchgang“ oder „Reinigung“ kennzeichnet.

Der Vorhang geht wieder nieder. Wir hören noch einmal, wie das Bild (eigentlich die Jungfrau selber) seinerzeit den Guanchen „erschienen“ ist, hören von seinen Wundern und großen Festen, zu denen Tausende über die Berge herab kommen, vom Besuch der Gottesmutter beim San Blas hinten in der Höhle, von dem Fahnen- und Farbenschmuck, den alle Inseln beisteuern, von den Tänzen und dem Feuerwerk, bekommen ihr Bild und zwei rot und gelbe Bänder, die das Bild berührt haben und die Aufschrift tragen:

N. A. R. M. P. R. L. M. O. T. A. R. E.

Es sind die geheimnisvollen Zeichen, die die Mutter Gottes am Saume ihres Kleides trägt.

Inzwischen hat sich noch ein Besucher eingefunden: eine ältere Frau, ganz in Schwarz. Sie kniet am Portal nieder und nun, mühsam, Schritt vor Schritt, wandert sie auf den Knien die Kirche herauf, bis zum Altar, verneigt sich dreimal, küßt die Stufen, erhebt sich, kehrt zum Ausgange zurück, um ihren Weg neu zu beginnen.

— Was bedeutet das, Senora?

— Eine Promesa, Senor.

Die schöne alte, die dürftige neue Kirche, das Kloster, die ganze Anlage sind hart angedrängt, fast angeklebt an den mächtigen Lavafelsen, der hier abstürzend zwischen sich und dem Meere einen schmalen Strand läßt. Sie scheinen ihn förmlich umkleiden zu wollen. Und es muß mit dem Felsen selber für das Gefühl der Bauenden eine besondere Bewandnis gehabt haben, denn sonst ist nicht zu verstehen, warum man das Heiligtum, als man es aus der Höhle nahm, an einem vor Sturmflut nicht gedeckten Platze und hart an der Mündung eines

Barranco anbrachte, der, wie noch zu berichten ist, sehr verhängnisvoll für Unsere Frau von der Kerze wurde.

150 Meter von der Kirche dringt in den Felsen das ursprüngliche Heiligtum, die „Höhle des heiligen Blasius". Ein altertümlicher Vorbau, älter als alles andere hiesige Bauwerk, umgibt den Eingang und verwahrt den Innenraum. Er ist verschlossen, aber ein großes Astloch läßt bis ins Innerste blicken: ruhiges Halbdunkel unter den braunroten Wölbungen, naive Bilder der verehrenden vier Guanchenkönige, im Hintergrunde der Altar, auf dem jetzt der heilige Blasius thront. Das Ganze ist viel eindrucksvoller als Kirche und Gnadenbild. Und offenbar hat die Höhle heute immer noch eine eigene Würde. Man nimmt von ihren Steinen mit, und das Wasser, das man über sie gießt, ist heilkräftig.

Inzwischen kommt der Herr Cura heim, erzählt uns noch einmal, was wir schon wissen, und fügt hinzu, was Espinosa noch nicht wissen konnte: daß zu Anfang vorigen Jahrhunderts einer dieser unheimlichen Wasserstürze, die selten, aber dann verheerend in diesen Barrancos herabkommen, die große schöne Kirche, die man vor seiner Oeffnung gebaut hatte, niederriß und ihr Inneres herausschwemmte ins Meer — mitsamt dem Gnadenbilde.

— Mitsamt dem Gnadenbilde?

— In der Tat.

— Aber wie fand man es denn wieder?

— Man fand es gar nicht wieder, man — machte ein neues.

— — Machte ein neues?!

— Gewiß. Genau wie das alte war. Es wurde nach Rom geschickt, gesegnet, und ihm wurde die neue Kirche gebaut. — —

Ich erholte mich nur langsam von meinem Schreck. Daß man in Rom Gnadenbilder konsekrieren kann, bezweifelte ich im Stillen. Wenn man im übrigen so einfach und praktisch verfuhr, wird man obendrein diese Mühe gespart und der Senora de Candelaria überlassen haben, wie sie ihre Gnadengegenwart in das neue Bild übertragen wollte.

Ich erbat mir noch die Bedeutung der Inschrift auf dem Saume des Gewandes.

— Latine loqueris?

— Loquor.

— Favoriscas mihi papyrum.

Er schrieb: Non Alta Regum Mundi Palatia Requiro. Litora Malo Oceani Tenerifica Abitare, Relinquens Excelsa.*)

Ich bedankte mich und bin in das Innere der alten Kirche entwichen, um über das Gesehene nachzudenken. Sie ist reinlich ausgeräumt. Durch das offene Dach leuchtet blau der Himmel und durch die leeren Fenster das noch blauere Meer. Es ist still hier innen. Und nur das ruhige Brausen der wiederkommenden Flut dringt vom Strande herüber.

* * *

Daß die Guanchen, die vor den Spaniern Tenerifa bewohnten, ein Marienbild besaßen und verehrten, bevor sie Christen wurden, ist möglich und, auch ohne die „Erscheinung" Mariens im Bilde, sehr begreiflich. Die nahe Insel Gran Canaria war katholisch, lange bevor Tenerifa es wurde. Und Heiligen- und Marienbilder werden von Heiden erworben und verehrt, ohne daß sie getauft sind, wie z. B. der heilige Nikolas bei den Kamtschadalen. Die Hauptsache scheint aber hier im Anbeginn gar nicht die himmlische Mutter gewesen zu sein, sondern der Fels und die Höhle. Noch heute heißt der Platz selber eigentlich Puerto de San Blas. Sankt Blasius aber ist der normale Höhlenheilige, der im Katholizismus leicht da eintritt, wo ein altes schon vorhandenes Höhlenheiligtum bestand und christianisiert werden sollte. Wie wichtig für die ganze Anlage Fels und Höhle waren, hat sich schon herausgestellt. Der Marienkult hat sich dann erst nachher darüber gelagert und konnte offenbar nur schwer und nur halb von dem echten Höhlenkult getrennt werden. Dieser wirkt in jenem nach und ist noch in ihm mit lebendig, wie in den unzähligen andern Berg-, Fels- und Einöd-Marien, an denen die katholische Welt so reich ist. Unsere Frau von der Kerze ist nur eine weniger erfolgreiche Vorgängerin z. B. der Notre Dame de Lourdes. Auch bei dieser Fels und Höhle, auch hier das heilkräftige Wasser aus dem geweihten Felsen quellend, auch hier heute noch die sonderbare Heiligkeit der Felswand selber, aus der das Numen*) geheimnisvoll hervortritt und in die es zurückkehrt.

*) Nicht in den hohen Palästen der Könige der Welt begehre ich zu wohnen. Ich ziehe die tenerifische Küste des Ozeans vor, wenn ich den Himmel verlasse. D H

Lehrreich aber und ein Anschauungsbeispiel für so manche Vorgänge in der Religionsgeschichte ist das Ganze. So die nachträglich ausspinnende und verknüpfende Legende, die nachträgliche Erklärung von Namen und Orten. Socorro ist nichts als ein Beiwort unzähliger heiliger Stätten, Bilder und Kreuze mit „Gnadenwirkungen". Und das Socorro hier war ursprünglich gewiß nichts Anderes. Aber die Legende weiß eine neue Erklärung durch den Ausruf des Guanchenfürsten, wie in unserm „Wartburg" oder „Achalm". Lehrreich ist der Ausdruck „Erscheinung" (apparicion). Es ist der typische Name für das Sichtbar- oder Fühlbarwerden des Numen, seien es Götter, Engel, Geister (epiphania). Wir haben es ähnlich in unserem „Geistererscheinung". Am lehrreichsten ist dies sonderbare Verhältnis des Numen zu dem Mittel, in dem es „erscheint". Diese Bilder, heiligen Felsen, heiligen Gegenstände, diese „Häuser" der Himmlischen sind mehr als „Bilder" oder „Häuser". Sie sind eigentlich das Himmlische selber und dann auch wieder nicht. Jener Philosoph in Athen, der behauptete, des Phidias Bild der Athene sei doch nur ihr Bild, nicht der Gott selber, sollte damals wegen Gotteslästerung gesteinigt werden. Auch mit diesem ihrem Bilde erscheint für das religiöse Gefühl eigentlich die Himmelskönigin selber, verschmäht die himmlischen Paläste, erniedrigt sich, nimmt Holzgestalt an und wohnt auf Tenerifa. Wir haben in unsrer Dogmatik eine kunstvolle Lehre von der communicatio idiomatum, der Vereinigung der „zwei Naturen", und von der unio sacramentalis. Sie gilt eigentlich genau so von dieser Unsrer Frau von der Kerze und von jedem „Gnadenbilde". Aber sie wäre auch anzuwenden auf jedes Götterbild, auf jeden „Fetisch", auf jeden heiligen Stein der Heidenwelt.

Lehrreich ist endlich die Spaltung des einen Numen in die zahllose Menge seiner „Erscheinungen". Auch darüber haben die Dogmatiken aller Religionen die sublimsten Feinheiten der Lehre geschaffen. Luther lehrte die ubiquitas, das Vermögen der himmlischen Substanz, ganz und ungeteilt an vielen Orten zu gleicher Zeit zu sein. Das Mittelalter wußte zu sagen von dem Vermögen der heiligen Dinge, vielfach da zu sein. (Z. B. die 26 Köpfe Johannes des Täufers.) Die Yogalehre behauptet von jedem Vollkommenen das Vermögen, die Personalität vervielfältigen zu können und an vielen Orten zu sein. Am sublimsten hat das Lamatum hierüber gelehrt. — Lauft nicht zu weit, Gedanken!

Was aber war wohl der Sinn dieses seltsamen alten Höhen- und Felsen- und Höhlenkultus, dieses ganzen alten „Naturdienstes" selber, den wir wie hier so über die ganze Menschheit verschiedenster Zeiten und Orte verbreitet wiederfinden? Wie kommen Menschen darauf? Und was gibt ihm die Kraft, sich auf den verschiedensten Stufen religiöser Entwicklung so fest zu erhalten, vielmehr immer neu zu erzeugen? Die Antwort scheint ganz leicht und hier an diesem Orte am leichtesten. Blicken wir doch um uns und beobachten wir, was wir dabei an uns selber erleben.

Die Sonne ist tiefer gesunken. Ihre Strahlen fallen schräg, nicht mehr mit grellem weißen Glast, sondern mit schimmernden, goldgelben und braunen Lichtern. Alles füllt sich mit Schatten und Farben. Der vorher einförmig gelbbraune Fels wird lebendig. Das tiefe Blauschwarz der schweren massigen Basalte löst sich von dem Rot und Gelb und satten Braun der Laven, von dem hellen Grau und Weiß der breiten Bimsteinbetten, Aschen, Tuffe und Lapillilager. Das unruhige Wirrwarr und fast unordentliche Gepolter der Landschaft von vorhin gestaltet

*) numen die Gottheit, das göttliche Wesen. D H

sich in ein ungeheuer ausgearbeitetes, an Linien und Formen reiches Relief. Falte an Falte schließt sich auf durch den Kontrast von Licht und Schlagschatten, und Form nach Form wächst in den freien Raum. In schöner weiter flacher Rundung weicht vor uns der Felssturz, der sonst steil ins Meer geht, zurück und gibt Raum dieser stillen Bucht, auf deren weichen, schwarzen Strand das jetzt tief erblaute Meer unermüdlich seine weiten silberhellen Schaumstreifen wirft. In jeden Winkel, in jedes freie Fleckchen aber dringt — was von oben nicht sichtbar war — das Leben und die Farbenpracht dieser märchenhaften Wunderflora. Da nickt auf hundert winzigen Ackerfetzchen, dem Steingeröll mit Mühe abgerungen, der niedrige goldgelbe Weizen mit schweren Aehren, schon reif zur Ernte. Da hebt die Banane ihre eleganten großen smaragdenen Blätter auf und senkt den mächtigen violetten Blütenstand schwer zur Erde. Die zierlichen Zinerarien, die kreisrunden, breitliegenden Sempervivum, Rosen in allen Farben, an den Höhen die riesige Heide in Baumeshöhe, in weißer Blütenpracht, unter den mächtigen Zweigen der altertümlichen kanarischen Pinie, der stolze Lorbeer und die ragende Palme füllen das Bild, am meisten aber die Lieblinge unserer Mütter, die helle Pelargonie und das dunkelrote Geranium. Es rankt und wuchert um den Fels, klettert mit Büscheln von dreißig Blüten in hohen langen Hecken bergauf, windet sich um die tolpatschigen Kaktus, drängt sich durch das Gestrüpp der drei Meter hohen Kerzeneuphorbien, stürzt sich in zierlichen Kränzen von der hohen Felswand, ein stehender Wasserfall von Dunkelgrün und Purpur. So überkleidet steigt in großen kühnen Linien der ungeheuere Hang aufwärts bis zu den zweitausend Meter hohen Kämmen und Graten der endlos sich streckenden Kumbre, die doch selber nur erst das Fußgestell ist des ragenden schneeigen Pik und seines ungeheuren Kratergebirges, hoch umflattert und umwogt vom ewig wechselnden Meer der silbernen Passatwolken.

Ist es nicht selbstverständlich, daß im Anblick solcher Herrlichkeit im kindlichempfänglichen Gemüte primitiver Völker das Göttliche geahnt und gefunden, daß es auf den ragenden Höhen dieser Berge, im gewaltigen Geklüft dieser Schluchten und Felsen verehrt und angebetet ward? Ist nicht hier die Wurzel der Religion?

Nein. Hier ist sie nicht. Jene „Primitiven" waren wohl Kinder. Aber hör doch die Kinder da draußen. Sie interessieren sich für das „Hündchen" und unsere Chokolade-Bonbons, für ihre Fallen, mit denen sie den graugrünen Kanarienvogel fangen, und für ihre Brummkreisel. Aber die göttliche Pracht ringsum ist ihnen ganz gleichgiltig. Die Größe und Schönheit der Natur und den Glanz Gottes in seinen Werken vernimmt nicht das Kind, und der Mensch erfährt ihn nicht zuerst, sondern zuletzt, wenn er reif und tief geworden ist im Laufe seiner Geschichte. Und ästhetisches Erleben der Natur hat zwar tausend Uebergänge in das religiöse und ist ihm verwandt in tiefen Gründen, aber Aesthetik ist nicht Religion. Und ihre Ursprünge liegen ganz wo anders. Sie liegen — — indessen, diese Rosen hier duften zu süß und das tiefe Moll der brandenden Wogen draußen ist zu prächtig, um jetzt so schwere Fragen zu vollenden.*)

* * *

Wieder im Wagen, auf der staubigen Landstraße an der Schulter des Gebirges. Die Sonne ist hinter den Bergkamm getreten. Ein ungeheuerer blauer Schatten rieselt von oben langsam herab von Terrasse zu Terrasse. Allmählich deckt er alles zu, sinkt über das Meer, wächst bis an den Horizont, verdämmert in Veilchenfarben. Es dunkelt schnell. Form und Farbe verschwinden. Weites Schweigen der Nacht. — Von unten rauscht das Meer in breiten Flüssen am tiefen Grund der Felsen auf. Von oben aber über Berg, Meer und Felsenhöhe erblüht lautlos aus dunkler Weltentiefe die ewige Zier. —

Rudolf Otto

*) Da wird uns aber der Verfasser, den wir jetzt in seiner Ferne nicht packen können, später Rede stehen müssen. D H

Missionsprobleme

3

Vorstehende Sätze erhalten ihre Bestätigung durch die Stellung, welche Troeltsch der Mission gegenüber einnimmt. Ich erinnere an den Vortrag, den Troeltsch vor 5 Jahren in Heidelberg gehalten und in der Christlichen Welt 1906 Nr. 1 ff. veröffentlicht hat unter dem Titel: Die Mission in der modernen Welt. In diesem Aufsatz, der die Schwierigkeiten dieser Mission zwar sehr ernst nimmt, gleichzeitig aber auch unsere Verpflichtung dazu nachweist und ihren Sinn und Geist skizziert, zeigt sich Troeltsch ohne Zweifel als derjenige unter den „modernen" Theologen, der zugleich am klarsten und am entschiedensten sich zur Missionspflicht bekennt. Diese positive Stellung Troeltschs zur Mission hängt meines Erachtens aufs innigste zusammen mit der Korrektur und Erweiterung, die Troeltsch an Ritschls Erlösungsbegriff vorgenommen hat. Während Ritschl die Erlösung ausschließlich als Vergebung der Sünden definiert, schreibt Troeltsch:

> Die Erlösung ist Emporbildung der Kreatur aus dem gegebenen, tatsächlichen, endlich-selbstsüchtigen und gegensatzreichen Natursein in die Freiheit des Geistes durch das in ihr wirkende göttliche Leben. (Art. Erlösung im Handwörterbuch: Die Religion in Geschichte und Gegenwart.)

Die Verwandtschaft mit dem Erlösungsbegriff Pauli ist deutlich, deutlich auch die Verwandtschaft mit Warnecks oben erwähnten Ausführungen. So wundert es uns garnicht, daß Troeltsch im Gegensatz zu Rohrbach gerade die bisher von der evangelischen Mission unter den Naturvölkern geleistete Arbeit schätzt. Er schreibt:

> Es ist nur natürlich, daß die Missionsaufgabe vor allem von denen übernommen wird, die, von einem ungebrochenen traditionellen Glauben erfüllt, keine Kraft in den heimischen religiösen Kämpfen zu verbrauchen genötigt sind, ohne intellektuelle und wissenschaftliche Umarbeitung Alles an das praktische Interesse setzen. Sie werden nicht nur selbst im Durchschnitt geeigneter sein zur Mission, sondern sie werden in einfachen Verhältnissen und bei den untern Klassen fremder Völker auch größern Eindruck machen, fester auftreten und fester anpacken.

Nun wird aber berichtet, daß der treffliche, verstorbene Missionsdirektor der Brüdergemeine, Charles Buchner, von diesem Vortrag Troeltschs nicht habe reden können, ohne daß ihm die Tränen in die Augen gekommen seien; und grimmige Angriffe hat die Allgemeine Missionszeitschrift aus der Feder ihres unermüdlichen Redaktors, Professors Gustav Warneck in Halle, gegen Troeltschs Ausführungen gebracht. So verwunderlich das scheint, so begreiflich wird es bei näherem Zusehen. Denn wenn Troeltsch auch die Missionspflicht im Allgemeinen anerkennt, so tut er das doch unter wesentlichen Einschränkungen. Die Mission soll nur da eingreifen, „wo Anlaß und Bedürfnis dazu vorhanden, wo die innern Zustände von selbst die Mission herbeirufen." Das treffe zu, einmal in dem von uns oben geschilderten Fall, „da die europäische Zivilisation die bisherigen Lebensverhältnisse des Einzelnen auflöst und sie den Wirkungen einer Zivilisation aussetzt, die ohne Steigerung ihres moralischen, religiösen und intellektuellen Vermögens für sie zerstörend ist." — Zweitens sei Mission da geboten, wo in alten Kulturvölkern die heimische religiöse Entwicklung aus irgend welchen Gründen zur Auflösung und Zersetzung führt, wie in Japan, und bald auch in China. Dagegen seien Missionsunternehmungen nicht angebracht unter „den noch in ungetrübtem Frieden lebenden Naturvölkern"; vor allem nicht unter denjenigen Völkern, „die eine hochstehende Religion bereits besitzen und gerade in der Kraft dieser Religion gegenüber der christlichen Welt eine ungebrochene und noch unerschöpfte eigene Entwicklung behaupten"; dies sei der Fall beim Islam, beim Judentum und beim Brahmanismus.

Wir Alle wissen, daß diese kühl abwägende Beurteilung der Missionschancen bei Troeltsch zusammenhängt mit dem Problem der Absolutheit des Christentums. Während die ältere Mission von dem ungebrochenen Glauben getragen war, in Jesus Christus die einzigartige, endgiltige und vollkommene Offenbarung Gottes zu besitzen und darum keinen Augenblick an der Ueberlegenheit der christlichen Religion über alle anderen zweifelte, sieht Troeltsch hier ein schweres Problem. Er fragt:

Ist es möglich, diesen Anspruch des Christentums wissenschaftlich irgendwie als wahr zu erweisen? In doppelter Weise, sagt Troeltsch,*) ist dies versucht worden: von der Orthodoxie mit dem Hinweis auf die einzigartige göttliche Bekräftigung der christlichen Offenbarung durch die sie begleitenden und auszeichnenden Wunder; vom deutschen Idealismus und von der durch ihn inspirierten spekulativen Theologie mit dem andern Hinweis darauf, wie durch das christliche Prinzip die tiefsten Aspirationen des menschlichen Geistes in vollendeter und darum unüberbietbarer Weise erfüllt worden seien. Diese beiden Beweise aber haben nun nach Troeltsch ihre Kraft eingebüßt durch die Ergebnisse der allgemeinen Religionsgeschichte. Denn diese hat gezeigt, daß auch andere Religionen genau wie das Christentum die beiden Kriterien der Absolutheit, den Wunderbeweis wie den spekulativen, für sich in Anspruch nehmen. Damit ist die Theologie vor die dringende Aufgabe gestellt, sich mit dem Problem von der Absolutheit des Christentums neuerdings zu befassen; geradezu akut aber ist das Problem für die Missionstheorie.

Troeltsch selber kommt zu folgendem Ergebnis: die Methode der Untersuchung muß die Vergleichung des Christentums mit andern Religionen sein. Und er gibt für seine Methode ein hübsches Beispiel in dem oben angeführten Artikel „Erlösung". Bei diesem religiösen Zentralbegriff kämen als ebenbürtige Gegner des Christentums nur Buddhismus und Pantheismus in Betracht. Judentum und Islam bleiben als wesentlich moralistisch ohne Erlösungsglauben. Dem Buddhismus und Pantheismus gegenüber aber handle es sich um das religiöse Problem der Persönlichkeit. Das persönliche Leben werde von Buddhismus und Pantheismus nur als ein zu überwindender Irrtum betrachtet; das Christentum aber empfinde das göttliche Leben gerade als Urgrund aller persönlichen Freiheitswerte. Wenn nun von allen Seiten des Lebens und Denkens her und vor allem vom sittlichen Bewußtsein her die Persönlichkeit als das Ziel der Welt erscheine, dann könne man nur in der christlichen Erlösungsidee die wahrhaft große und tiefe Erlösung erkennen.

Hierzu sei Folgendes bemerkt. Zunächst ist klar, daß es sich bei dieser vergleichenden Methode nicht mehr um den Erweis der Absolutheit handeln kann. Wer vergleicht, anerkennt ja prinzipiell die innere Verwandtschaft der zu vergleichenden Größen. Licht und Finsternis lassen sich nicht vergleichen. Darüber ist sich natürlich auch Troeltsch klar. Aber solche Absolutheit brauchen wir nach ihm auch gar nicht; für unsern persönlichen Glauben im Leben und Sterben, wie als Grundlage unserer Mission genüge der Nachweis der tatsächlichen Ueberlegenheit des Christentums über die andern, rivalisierenden Religionen. Obschon ich mir keinen Moment verberge, daß eine derartige Resignation bereits einen Kraftverlust bedeutet, sehe ich doch bis jetzt kein Mittel, um wissenschaftlich zu einer andern Position zu gelangen. Wir folgen also Troeltsch für einmal und fragen bloß: Läßt sich auf dem angegebenen Wege auch nur die Ueberlegenheit des Christentums über seine Rivalen in allgemeingiltiger Weise dartun? Aber hier stoßen wir auf schwere Bedenken. Um bei dem oben angezogenen Beispiel des Erlösungsbegriffes zu bleiben: so ist doch klar, daß Troeltsch für seine Bevorzugung der Erlösung zur Persönlichkeit vor der zur Unpersönlichkeit niemals die Zustimmung eines Pantheisten oder Buddhisten erhalten wird. Sehr instruktiv sind auch die Ausführungen des Mohammedanermissionars Simon auf Sumatra, der in seinem Buch über „Islam und Christentum" **) schreibt:

> Redet man einem Mohammedaner von Gottes Treue, so zuckt er die Achseln über die Toren, die zu wissen meinen, was Gott tun wird; reden wir von Gotteskindschaft, so erklärt der Mohammedaner, daß wir also von Gott geringer dächten als er. Verständen wir die Herrlichkeit Gottes, so würden wir ihn mit solchen Prädikaten verschonen. Gott hat keine Kinder.

Es ist ja klar, um sich auf Grund einer Vergleichung einigen zu können, müßte man sich eines und desselben anerkannten Maßstabes bedienen — der aber fehlt; und während man ihn sucht, wird das Problem ins Unendliche zurückgeschoben.

Also nicht einmal die Ueberlegenheit des Christentums über seine Rivalen vermag die Religionsvergleichung mit wissenschaftlicher Strenge darzutun. Das ist im Grunde selbstverständlich: von bloßen Seins-Urteilen können wir nie direkt zu Werturteilen aufsteigen. Aber was nun tun?

Da scheint mir nun von höchstem Interesse die Position, die der Missionsnestor Gustav Warneck in seiner oben erwähnten Debatte mit Troeltsch einnimmt.

Warneck hält allerdings die Absolutheit des Christentums fest und begründet sie durch eine Art Vereinigung des orthodoxen und des spekulativen Beweises dadurch, daß er auf das Wunder der persönlichen Wiedergeburt durch das Evangelium hinweist. Darin haben wir die Selbstoffenbarung Gottes und damit einen Maßstab zur Beurteilung der andern Religionen.

Dabei bleibt nun aber Warneck nicht stehen. Sondern — und das scheint mir die beachtenswerteste Tatsache an der ganzen Debatte — er folgt Troeltsch Schritt für Schritt auf den von ihm eingeschlagenen Pfaden und erkennt damit im Allgemeinen die Gangbarkeit dieser Wege an.

Die Resultate, zu denen er kommt, weichen von Troeltschs Aufstellungen allerdings wesentlich ab. Warneck rückt Troeltsch zunächst seine unklare Bestimmung des missionierenden Subjekts, des Christentums, vor: „christliche Idee", „religiöse Ideenwelt Europas und Amerikas", „ein von mythischen Elementen befreites, auf historischer Bildung beruhendes und philosophisch gefärbtes Christentum" seien zu verschwommene Begriffe, um der Mission die nötige Grundlage ihrer Verkündigung zu gewähren. Gewiß. Gerade Troeltsch weiß das sehr wohl, bemüht er sich doch unausgesetzt um begriffliche Ausprägung unsres Glaubens. Darum ist Warnecks Vorwurf wohl im speziellen Fall an die falsche Adresse geraten. Aber im Allgemeinen gilt: ohne dogmatische Klarheit und Bestimmtheit keine solide Missionstheorie! ohne klares Bewußtsein dessen, was wir an Christus haben, keine christliche Missionsarbeit! das haben wir Alle uns zu merken, die wir im Historismus aufgewachsen sind.

Sodann wendet sich Warneck zu Troeltschs Umschreibung des missionarischen Objektes, der zu missionierenden Völkerstämme. Und hier fragt er Troeltsch: Wo sind die Naturvölker, die ungestört der alten Einfalt sich freuen dürfen, ohne den zersetzenden Einflüssen von Zivilisation und Kolonisation ausgesetzt zu sein? Andrerseits warnt Warneck auf Grund eines reichen Tatsachenmaterials energisch davor, den „emporstrebenden Entwicklungen" im Brahmanismus zu viel Zutrauen zu schenken, und bittet eindringlich, den aus dem Buddhismus zu entlehnenden Wahrheiten gegenüber recht skeptisch zu bleiben. Bei näherem Zusehen machten diese Entwicklungen und Wahrheiten doch oft den Eindruck von Entlehnungen und Künsteleien. Auch dem Missionsobjekt gegenüber bittet Warneck um mehr Sachkenntnis. Also: präzisere Fassung der christlichen Glaubensgedanken; ins Detail eindringendes Verständnis der fremden Religionen und des durch sie beeinflußten Volkslebens — das sind die Waffen, denen auch Warneck im Kampf um die Ueberlegenheit des Christentums gute Dienste zutraut.*)

In der Tat: der Entscheid über die Ueberlegenheit oder die Absolutheit des Christentums fällt nicht in der Studierstube, sondern auf den Missionsgebieten, überall da, wo die konkurrierenden Mächte aufeinandertreffen. Es liegt durchaus im Sinne des bekannten Wortes, wenn man formuliert: Die Religionsgeschichte ist das Religionsgericht! Insofern wir aber als wissenschaftliche Theologen das Bedürfnis und die Notwendigkeit empfinden, uns auch theoretisch Klarheit über das Verhältnis und die Rangordnung der Religionen zu verschaffen, muß dieser Versuch im engsten Anschluß an die Meldungen von der Front, an die Missionserfahrungen und Beobachtungen geschehen. Das war früher wegen des unbefriedigenden oder schwer zugänglichen Missionsmaterials fast unmöglich. Heute ist es leicht. Ich

*) Siehe seine Schrift: Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte. Tübingen, Mohr 1901.

**) Vgl. Nr. 25 des vorigen Jahrgangs.

*) Vgl. zu der ganzen Debatte Günthers Artikel in der Theologischen Rundschau (1909, Heft 8 u. 9) und Rades Breslauer Rede: Heidenmission als Antwort des Glaubens auf die Religionsgeschichte, in: Das religiöse Wunder. Tübingen, Mohr 1909.

erinnere nur an die oben erwähnten Werke von Spieth und Johannes Warneck, aus denen wir das animistische Heidentum kennen lernen; an Simons Werk über den Islam, an Hackmanns Buddhismus und verweise noch ausdrücklich auf Gustav Warnecks Publikationen: seine Missionslehre und seine in 9. Auflage vorliegende, prachtvolle Missionsgeschichte. Wer an Hand solcher und ähnlicher Werke sich ernstlich mit dem Problem der Religionsgeschichte befaßt, der lernt damit auch das einzige Mittel kennen, um auf Grund der Tatsachen der Ueberlegenheit, wohl gar der Absolutheit des Christentums gewiß zu werden: nicht als Ergebnis einer begrifflichen Vergleichung, sondern als inneres unrationales Erlebnis: ich kann nicht anders. Wenn Bousset in seinem Berliner Vortrag*) die Bedeutung der Person Jesu für den Glauben darin erblickt, daß durch die Beschäftigung mit Jesus die in der Seele potentiell angelegten „christlichen" Gedanken in die Aktualität übergeführt werden, so daß also ohne Jesu Einfluß jene Ideen nicht lebendig und wirksam würden, während ohne diese in uns schlummernden Anlagen die Ueberlieferung von Jesus keinen Eindruck auf uns machen könnte, — so möchte ich diese Betrachtungsweise auf das Gebiet der Religionsgeschichte überhaupt erweitern: durch das eindringende Studium der Allgemeinen Religionsgeschichte werden die in uns schlummernden religiösen Begriffe und Kräfte zu Bewußtsein und Leben gebracht; unsere Ablehnung wird energischer, unsere Zustimmung freudiger. Und unser Glaube bekennt mit dem 83 jährigen Goethe:

> Mag der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

Ich fasse auch diesen Abschnitt in 3 Sätze zusammen:

1. Wo die Absolutheit des Christentums als Problem empfunden wird, da gibt es kein Rückwärts! hinter das Problem, sondern nur noch ein Vorwärts! darüber hinaus.

2. Der Weg zur Ueberwindung des Problems ist die vergleichende Religionsgeschichte, wobei unter gleichzeitiger Präzisierung des eigenen Glaubensbesitzes das Studium bis auf die konkrete Ausgestaltung jeder Religion im Leben auszudehnen ist.

3. Auch dies Unternehmen verspräche keinen Erfolg, wenn nicht im Forscher zum voraus die Ueberzeugung lebte, daß die Seele ihrer Natur nach aufs Christentum hin veranlagt sei.

Albert Schaefer

Der Evangelisch-soziale Kongreß in Danzig

3

Wie lassen sich die sittlichen Ideale des Evangeliums in das gegenwärtige Leben überführen? Keine neue, aber offenbar eine noch nicht erledigte Frage. Titius aus Göttingen hatte ihre Beantwortung übernommen. Er hielt sich mit Recht bei den neutestamentlichen Problemen nicht auf, nahm frisch das Evangelium als die lebendige Größe, die nun durch die Jahrhunderte geht — wobei freilich unklar bleiben mußte, wie sich dies „ewige" Evangelium zu seinem zeitlichen Hervortreten in Jesus und Urchristentum verhält. Dies ewige Evangelium, das in starker innerer Anlehnung an Kant und Luther entwickelt wurde, ist die Verkündigung des sittlichen Ideals. Nicht ein Gesetz wird gegeben — für das immer die Technik der Verhältnisse entscheidend wäre, das darum immer unvollkommen und unvollständig bleiben würde. Sondern das Ideal geht darauf aus, ein Ganzes zu schaffen; es wirkt durch die unbedingte Notwendigkeit seines Inhalts; und zwar auf den Menschen, indem es ihn zum Menschen macht, persönliches Leben in ihm zeugt. Zwar demütigt es ihn, indem er so nicht bleiben kann wie er ist; Selbstverleugnung, Weltverleugnung, Opfer werden von ihm gefordert: „Jeder ist sich selbst der Nächste" — ja, aber im Sinne der Pflicht! Doch was uns demütigt, erhebt uns zugleich: die unüberbietbare Heiligkeit des Ideals. Seine Verwirklichung in der Praxis hat von je in engster Beziehung gestanden zur Religion. Gerechtigkeit, Billigkeit, Achtung, Liebe, — obwohl diese Tugenden dem Wesen des Menschen entsprechen, sind sie doch erst zur siegreichen Geltung gekommen, wo die unvergleichliche Triebkraft des Glaubens ihnen zu Diensten stand. Am tiefsten ins Leben hinein hat sie die Reformation getragen mit ihrer Lehre vom Berufsgehorsam. Dank diesem Impulse geht es noch heute mit der Verwirklichung des evangelischen Ideals voran im Volksleben, wir sollen es nur glauben! Die vorhandnen Reibungen und Spannungen dürfen den Mut dazu nicht nehmen; im Gegenteil: Abschwächung des Widerstreits zwischen dem sittlichen Ideal und dem alltäglichen Leben wäre das größte Unglück. Man muß nur diesen Zwiespalt wahrhaft in sich durchleben, nicht ihn überkleben. Berufspedanten sind nicht die Erben des reformatorischen Gedankens, sondern die Idealisten im Beruf, die in ihrem Stande dem Ganzen dienen, fortwährend das Ungenügende ihrer Leistung spürend. Heute gilts: ein neues soziales Recht schaffen. Keine Kasuistik, sondern Mündigkeit! Vertrauen der einzelnen Klassen unter einander und zum Staat. Einwirkung auf die Jugend als auf das Lebensalter, in dem das Bewußtsein der sozialen Gegensätze noch nicht voll erwacht ist. Selbstbesinnung der Kirche auf ihre Pflicht, da ganz anders mitzuarbeiten: gar nicht in erster Linie unmittelbar soziale Arbeit soll sie tun, sondern den öden Dogmenstreit lassen und den idealen Kräften im Volksleben zur vollen Wirksamkeit helfen. Eine Erfahrung im Liebeswirken hat doch Niemand so wie die Kirche. Und Grundbedingung für die Verwirklichung des Ideals bleibt, daß es immer wieder vor die Seelen hingestellt wird: wem liegt diese Aufgabe mehr als der Kirche?

In der Diskussion wandte sich Baumgarten gegen die Ueberschätzung des Durchschnittsmenschen und seiner Mündigkeit. Er forderte vom Volk Gehorsam gegen die Autorität der Tüchtigen, der ethisch Sachverständigen. Naumann konstruierte die Geschichte des Kongresses als eine Entwicklung vom evangelisch-sozialen (franziskanischen) zum protestantisch-idealen (kantischen) Standpunkt. Sicher nicht richtig; denn franziskanisch sind wir gerade im Kongreß niemals gewesen, und franziskanisch könnten wir auf dem Kongreß, wenn es dem führenden Redner einmal einfiele, heute so gut sein wie je: das Verständnis für „Askese" ist unter uns allgemeiner und tiefer geworden. Aber sehr eindrucksvoll war, wie Naumann gegenüber dem reformatorisch-kantischen Geiste des Vortrags erklärte: „Wir verzichten auf die Bergpredigt nicht!" wie er das sich gegenseitig Aufheben der Berufsinteressen zeichnete, jenes Steckenbleiben im Abschlagsgeschäft, wobei immer nur herauskommt, was gerade nur zur Not geht, niemals etwas Großes und Ganzes. Das Interesse für das Ganze mitten in der Vereinzelung ist Religion! Und also gebe man uns beides zusammen: nicht nur das Evangelium vom Beruf, sondern auch das Evangelium über dem Beruf! Eine Wendung, mit welcher der Referent wohl zufrieden sein konnte.

4

Unser volkswirtschaftliches Thema lautete diesmal: Die Landflucht. Der Bericht darüber lag in den Händen einer ausgezeichneten Autorität: des Ministerialdirektors Thiel. Der Korreferent, Pastor Ebel von Muschaken, steuerte das Bild einer in glänzender Aufwärtsentwicklung begriffenen Landgemeinde im fernsten (masurischen) Osten bei: es gibt also Stellen, wo es für einen energischen und dafür begabten Pfarrer möglich ist, so etwas zu leisten, im Geiste Raiffeisens und des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege. „Ein Märchen aus Tausend und eine Nacht, das aber zum Glück der Wirklichkeit angehört", sagte der Vorsitzende.

Halten wir uns an die weit über die Sache sich ausbreitenden Ausführungen Thiels, so handelt es sich um diesen Tatbestand: 200 000 Personen, in den letzten fünf Jahren 160 000 wandern aus den preußischen Landkreisen jährlich in die großen Städte ab. Das bedeutet eine starke Gefährdung der körperlichen und geistigen Gesundheit unsers Volkes. Ganz abgesehen von der durch den Verlust der natürlichen Arbeitskräfte nötigen massenhaften Hereinziehung fremdnationaler und

*) Die Bedeutung der Person Jesu für den Glauben. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenbetrieb 1910.

kulturell rückständiger Wanderarbeiter in unser Gebiet. Was lockt das Landvolk in die Stadt? Vergnügen. Lohn. Freiheit. Bildung und Schule. Und wie soll man den Strom hemmen? Der Redner schien von der Einführung strengerer Wohnungspolizei in den Städten etwas zu erwarten; doch wohl nicht viel! Schwerer wiegen die Bemühungen um Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Sie konzentrieren sich in dem Namen Sohnrey, und Sohnrey vertrat auch diese Bestrebungen in der Diskussion. Alles das ist gut und jeder Förderung wert; aber unvergleichlich ernster, schwerer und wichtiger bleibt doch die Forderung „einer anderen, den Verhältnissen der Gegenwart mehr angepaßten Behandlung der Arbeiter." Man muß hier, was der Referent sagte, dick unterstreichen. Der Patriarchalismus der Gutsbesitzer mag seine Leute gut oder schlecht behandeln: beides genügt heute nicht mehr. Nur Eines wirkt: man gebe dem Arbeiter die Möglichkeit, sich ein „wenn auch noch so kleines" Eigentum zu verschaffen. Gar zu klein, fügen wir hinzu, wird es freilich nicht sein dürfen. Und das führt nun auf die große entscheidende Frage der innern Kolonisation. Damit sind wir mitten drin im politischen Kampf der Gegenwart. Aber man wird, ehe man sich da mit hineinstürzt, dem Referenten zugeben können, daß man noch längst nicht den Großgrundbesitz aufzuheben braucht, um mit Kleinsiedelung kräftig voranzugehn; nur ein gewisses Entgegenkommen, eine gewisse Einsicht bedürfte es von dieser Seite. Preußen steht mit solcher Reform (Rentengutsbildung usw.) — so konstatierte der Referent — noch weit zurück hinter Mecklenburg, Schweden, Norwegen, Dänemark. „Und selbst England fängt an, uns ein Beispiel in der Anlage kleinen Grundbesitzes zu geben." „Wir können im Osten des Vaterlandes noch lange Grundbesitz in kleine Ansiedlungen aufteilen, ehe wir die Besitzverteilung erreichen, wie sie in der Mischung von Groß- und Kleinbesitz z. B. in Hannover besteht und allseitig als befriedigend anerkannt wird."

Es ging zunächst für das heikle Thema viel zu friedlich zu. So war es eine Wohltat, daß der freisinnige Reichstagsabgeordnete Fegter als ostfriesischer Bauer eine sehr lebhafte Polemik gegen die Fideikommisse eröffnete. „Ist das evangelisch?" rief Graf Dohna-Finkenstein dazwischen; und die offenbar doch in beträchtlicher Zahl anwesenden Agrarier im Saal wurden merkbar unruhig. Professor Delbrück offenbarte sein konservatives Herz, verwies Fegter sein unparlamentarisches Hineinleuchten in die innersten Motive der Großgrundbesitzer und rühmte den Familiensinn der alten Geschlechter, dessen und deren der Staat bedürfe. Aber im Grunde war damit wenig gerettet. Denn an dem Familiensinn zu gewinnender Bauerngeschlechter muß dem Staat ebenso viel liegen. Und noch einmal zugestanden, daß es auch Großgrundbesitzer in Deutschland geben mag, so scheitert doch eben an ihrem zähen, glänzend organisierten Widerstand eine innere Kolonisation von dem Umfang und dem Tempo, wie sie ohne Zweifel auch Delbrück mit Thiel und uns Allen für wünschenswert hält. Und so war es eine wahre Wohltat, daß Naumann schließlich wieder ohne viel Worte mit ein paar Zahlen die Natur unsrer Landflucht im Osten kennzeichnete. In welchen Bezirken unsers Staates ist die geringste Seßhaftigkeit der Bevölkerung? wo fühlen sich die Menschen am wenigsten „zu Hause"? Man sollte denken in Berlin. Aber nein: um Gumbinnen und Bromberg. Das zu sehen und die richtigen Einsichten daraus zu entnehmen, ist evangelisch; denn es ist einfach Pflicht, für Latifundienbesitzer ebenso wie für die Staatsmänner und wie für die Pastoren. Schade, daß diese nicht ganz anders zu Worte kamen. Wenn man dann mit ihnen zusammensaß, hörte man vertraulich noch die interessantesten Dinge über Gründe der Landflucht im Osten. Die Wissenden sollten doch mehr mit ihrem Wissen herauskommen. Tatsachen aufdecken heißt noch keine Parteipolitik treiben.

Uebrigens erliege auch ich hier der Versuchung, Geschichte des Kongresses zu treiben. Wie zahm war diese Verhandlung gegenüber dem, was wir Anno 1894 in Frankfurt a. M. von Göhre und Max Weber über die „deutschen Landarbeiter" zu hören bekamen! Kaum daß jene denkwürdige Leistung einmal erwähnt wurde (von Naumann). Vergleiche ich Danzig und

Frankfurt, so kann ich nur einen örtlichen Fortschritt wahrnehmen, von West nach Ost; der größere Reichtum und das kräftigere Vorwärtsdrängen war in Frankfurt.

5

Endlich die Schule als Erzieherin. Oder genauer: die Schule als Faktor der sozialen Erziehung. Als erster Redner war Schulrat Karl Muthesius gewonnen, Seminardirektor in Weimar, einer unsrer besonnensten und erfolgreichsten Reformer auf pädagogischem Gebiet.*) Er wandte sich ausschließlich der Volksschule zu. 95 Prozent unsers Volks empfangen hier ihre Bildung. Unter welchen Bedingungen? Haben sich alle Kinder, die zur Schule kommen, satt gegessen? Wie wohnen sie? Wieviele besitzen ein Heimatsgefühl, das doch die natürliche Grundlage aller sozialen Erziehung ist? Haben sie einen Vater und eine Mutter? Gewinnen sie daheim Anschauungen vom Leben? So wurde gefragt, und man kann leicht denken, daß die Antwort nicht erfreulich ausfiel. — Was leistet nun dem gegenüber die Schule? Sie ist ausgeprägt ständisch gegliedert. Und durch das Berechtigungswesen verschärft sie auch noch die Unterschiede. Der Bildungsbegriff wird dadurch veräußerlicht: der Einjährige ist der Gebildete. Wo bleibt die Gelegenheit für Jeden, nach dem Maße seiner Fähigkeit und seines Willens zu einem Maximum von Kultur sich durchzubilden? Dazu die tiefe Kluft zwischen Oberlehrer und Volksschullehrer. Sie kennen sich nicht und haben kein Bedürfnis sich kennen zu lernen. Mangelt in diesem Grade die soziale Berufsgesinnung, wo soll die soziale Berufswirkung herkommen? Volksschullehrer haben wir in Deutschland rund 200000. Mit der rechten Weise ihrer sozialen Ausbildung auf dem Seminar beschäftigte sich die zweite Hälfte des Vortrags.

Als Korreferentin kam Fräulein Margarete Henschke, die Leiterin der Berliner Viktoria-Fortbildungsschule, zu Wort. Schlicht und klar beantwortete sie aus ihrer Erfahrung heraus die Frage, wie soziale Erziehung in den Pflichtenkreis der Schule planvoll aufzunehmen sei, indem sie behandelte 1. die Organisation, 2. die Methode, 3. die soziale Betrachtungsweise als durchgehendes Prinzip, 4. die einzelnen Gegenstände, 5. das Vorbild. Das Bescheidne, Bestimmte und Maßvolle ihrer Erörterung schaffte ihr einen großen Erfolg. Die Wirkung von Muthesius war durch Geschwindigkeit seiner Sprache bei ungünstiger Akustik beeinträchtigt.

Baumgarten war wieder stark antireformerisch gestimmt, als er der breiten Masse des Volks die Möglichkeit tieferer Bildung absprach. „Die Vorsehung ist nicht so verschwenderisch umgegangen mit der Möglichkeit intellektueller Hebung." Baumgarten hat schon 1899 auf dem Kieler Kongreß Aehnliches vor Mißverständnis geschützter ausgesprochen nach Paulsens Vortrag über Bildungsideale. Er ist und bleibt ein tapferer Mann, der fast mit Vorliebe unbequeme Wahrheiten sagt, auf die Gunst von links ebenso verzichtend wie auf die von rechts. So auch wenn er der Unbefriedigung der Volksschullehrer entgegentrat: ihre Bildung an die Bildung der höheren Lehrer heranzurücken sei unmöglich; der Stand, der die Schulung der Masse zu schaffen hat, dürfe nicht zu weit über dieser Schicht schweben. Hoffentlich wissen die Lehrer trotzdem, welch einen warmen Freund sie an Baumgarten haben. Widerspruch konnte nicht ausbleiben, Professor Gregory-Leipzig erhob ihn kräftig. Direktor v. d. Goltz vom Predigerseminar Dembowalonka erbat Achtung für die Lehrer von Pfarrern und Gutsbesitzern wider die Landflucht der Lehrer; aber sein gutes Wort für die geistlichen Ortsschulinspektoren fand bei den anwesenden Lehrern keinen freundlichen Widerhall. Frau Titius, ergriffen von der ungeheuren Verantwortung, die den wenigen Lehrern und Lehrerinnen inmitten unsrer großen Gesellschaft aufgebürdet ist, befürwortete „Schulgemeinschaften" an allen Orten:

*) Eine von ihm mitbegründete Monatsschrift sei bei dieser Gelegenheit warm empfohlen: Zeitschrift für Jugendwohlfahrt, Jugendbildung und Jugendkunde, Der Säemann. Der wunderlich schwerfällige Titel erklärt sich aus dem Unionscharakter der Zeitschrift. So gibt es auch drei Abteilungsredakteure; als verantwortlich zeichnet Carl Götze, Hamburg 19. Verlag: Teubner, Leipzig und Berlin. Vierteljährlich 2 Mk.

Frauen, die kinderlos sind oder sonst Muße dazu erübrigen, sollen als „Schulmütter, Schulschwestern, Schulfreundinnen" sich um die tüchtige Lehrerin und den tüchtigen Lehrer sammeln, ihnen beim Unterrichts- und Erziehungswerk zur Hand zu sein. Eine höchst fruchtbare Idee, deren Verwirklichung dennoch, so fürchte ich, an den Lehrern und an der Schulorganisation von heute scheitern wird: aber vielleicht gibt es schon dergleichen? vielleicht sind dennoch die Aussichten günstig? wir lassen uns gern belehren. Wäre die Zeit nicht knapp geworden, ich glaube wir hätten noch eine ausgedehnte fruchtbare Debatte bekommen über das unerschöpfliche Thema.

6

Gleichzeitig tagte die Kirchlich-soziale Konferenz in Nürnberg (mit der Telegramme gewechselt wurden), der Gesamtverband Evangelischer Arbeitervereine in Leipzig, der Evangelische Schulkongreß in Dresden, der Verein für religiöse Erziehung in Frankfurt a. M., der Kongreß für Kindergottesdienst in Detmold, der internationale Verband der Guttemplerlogen in Hamburg, der Eisenacher Bund in Essen, die Gnadauer Konferenz in Wernigerode. Man denke sich diese gleichzeitigen Veranstaltungen alle am gleichen Ort, nach der Weise der Katholikentage! Es wäre äußerlich und innerlich unmöglich; auch entspricht es wohl dem Wesen unsers deutschen Protestantismus mehr, seinen Reichtum so in der Zersplitterung zu besitzen und auszubreiten. Eins freilich ist die Folge: an eine Berichterstattung über das alles kann man beim besten Willen nicht denken! Es sei auf die trefflich geführte „Chronik der christlichen Welt" verwiesen. Die Tagesblätter haben ja zum Teil Tolles geleistet, hier an Unverstand, dort an Sensation; so klug sind doch hoffentlich unsre Leser, daß sie eine Rede niemals nach dem beurteilen, was die eiligen oder einseitigen Zeitungsberichte davon melden? Und dabei müssen wir vom Evangelisch-sozialen Kongreß uns noch darüber freuen, daß die Tagesblätter andauernd so reichlich und so gut Notiz von ihm nehmen.

Auch in Danzig hörte man gelegentlich die Meinung, daß der Kongreß sich überlebt habe. Von einer Instanz, der soviel Menschen anhangen und so viel Kräfte zu Gebote stehn, kann das im Ernste nicht gelten. Der numerische Zulauf richtet sich jedesmal nach dem Ort, der wissenschaftliche und moralische Charakter nach den Rednern. Das allgemeine Bedürfnis hängt natürlich von der allgemeinen Lage ab. Und da kann man wohl zugeben, daß Volkswirtschaft und Staat den Kongreß vielleicht heute ohne Schaden entbehren könnten. Aber die Kirche kann ihn nicht entbehren. Sie ist doch noch merkwürdig unsozial: in ihrem öffentlichen Betriebe und in ihrer Theologie.

R

Zum Erlaß des Oberkirchenrats über Apostolikum und Konfirmation

Vgl. Chronik der Christlichen Welt Nr. 27

Gewisse Notstände in unserer evangelischen Kirche werden auf absehbare Zeit hinaus nicht durch kirchenpolitischen Machtkampf zu beseitigen sein, sondern nur durch Verständigung zwischen den Parteien, dadurch, daß Vertreter verschiedener Standpunkte sich zusammenfinden, um gemeinsam das sittlich notwendig Gewordene durchzuführen. Wer das einsieht, mußte sich freuen, als neulich auf einer der Berliner Kreissynoden der Antrag von Sodens, es möchten für die Konfirmation Parallelformulare ohne Verpflichtung der Konfirmanden auf das Apostolikum eingeführt werden, erwidert wurde durch einen Vorschlag Tillichs und Lahusens, es solle die Formel der Konfirmation so geändert werden, daß der Schein schwinde, als ob die Konfirmanden auf den Wortlaut dieses Bekenntnisses verpflichtet würden.*) Für diesen Vorschlag, den Soden sich mit Freuden aneignete, stimmte dann fast die ganze Synode; anderwärts wurde im selben Sinne Beschluß gefaßt. Nun hat dieser Tage der preußische Evangelische Oberkirchenrat einen Erlaß ausgehen lassen, der sich in verwandtem Sinne ausspricht. Es sei schon jetzt ein Mißverständnis, wenn man das Formular im Sinne buchstäblicher Verpflichtung der Konfirmanden auf das Apostolikum verstehe.

Ist es nicht hocherfreulich, daß Angehörige der kirchlichen Rechten und die oberste preußische Kirchenbehörde dadurch entschiedenen guten Willen bekannt haben, einen sittlichen Notstand zu beseitigen, der namentlich von Vertretern der sogenannten modernen Theologie und des kirchlichen Liberalismus beklagt wurde? Noch 1905 hat der schlesische Konsistorialpräsident Stolzmann in einem solchen Notfalle, wo ein Konfirmand sich ehrlicherweise nicht wörtlich zum Apostolikum in allen seinen Teilen bekennen konnte, durch einen Erlaß von betrübendster Verständnislosigkeit jedes Entgegenkommen abgelehnt (abgedruckt Chronik der christlichen Welt 1906 Nr. 20). Soll man nicht vorbehaltlos dem Oberkirchenrat danken und den Fortschritt anerkennen?

In jedem Falle soll man den guten Willen anerkennen, der aus den Reden von Männern wie Lahusen und aus dem Erlaß des Oberkirchenrats herausklingt. Und gerade im Kreise der Freunde der Christlichen Welt, zu dessen stärksten Erinnerungen es gehört, wie leidenschaftlich einst von rechts her ums Apostolikum gekämpft wurde, soll jetzt nicht irgendwelche Bitterkeit oder irgend welcher Stolz laut werden. Sondern weil wir denen von rechts denselben Ernst der Ueberzeugung zutrauen, den sie uns zutrauen sollen, und weil wir wissen, daß viele von ihnen mit inniger Pietät am Apostolikum hangen und jede auch nur scheinbare Einschränkung seiner Geltung schmerzlich empfinden, wissen wir denjenigen „Altgläubigen", die selbst am Apostolikum keinerlei Anstoß nehmen — mit welchem Recht und ob mit klarer geschichtlicher Erkenntnis, bleibt hier außer Betracht — und die deshalb durch solches Entgegenkommen ein Opfer bringen, aufrichtig Dank.

Und doch muß um der Klarheit und Gesundheit unsrer kirchlichen Verhältnisse willen dringend vor der Meinung gewarnt werden, es ließe sich auf dem beschrittnen Wege der Notstand beseitigen. Es ist gut gemeint, die Konfirmationsliturgie so gestalten zu wollen, daß zwar das Apostolikum darin gebraucht, aber der Schein vermieden wird, als sollten die Konfirmanden auf den Wortlaut dieses Bekenntnisses verpflichtet werden. Gut gemeint ist das, aber unmöglich. Die Gemeinde, die Laien, die das Apostolikum bei der Feier sprechen oder verlesen hören, werden diesen Gebrauch immer so verstehen, als würde eben dieses Bekenntnis von den Konfirmanden bekannt, als würden sie auf ihr Bekenntnis zu diesem Glauben hin konfirmiert.

Es gibt allerdings Lieder, Gebete, Bekenntnisformeln, die je nach dem Zusammenhang, in den sie gestellt werden, eine andere Klangfarbe, mehr objektiven oder mehr subjektiven Charakter bekommen. Der Ambrosianische Lobgesang, das Tedeum, wurde Jahrhunderte lang zugleich als Symbol im Sinn von Glaubensbekenntnis bezeichnet. In der Tat kann er, namentlich gesprochen, als nicht übles Glaubensbekenntnis gelten. Auch vom Vaterunser hat man gesagt, es sei Bekenntnis, das einzige wahrhaft ökumenische, d. h. allgemeine Bekenntnis der Christenheit. Aber das ist doch mehr übertragene Redeweise. In höchstem Sinne Bekenntnis ist freilich jedes echte Gebet; aber das Vaterunser ist doch für uns so sehr Gebet und zunächst nichts als Gebet, daß wir jede Auffagung seines Wortlauts, bei der die Seele nicht von Gebetsstimmung erfüllt wäre, als gräuliche Veräußerlichung empfinden. (Daher unsre Bedenken gegen seine häufige Wiederholung beim katholischen Rosenkranz.) Genau ebenso wie das Vaterunser durch seine Geschichte den ausgeprägtesten Gebetscharakter bekommen hat, ist dem Apostolikum und seinen älteren Formen (besonders berühmt ist das Romanum, das Bekenntnis der alten römischen Gemeinde) von den Tagen an, wo christliche Märtyrer und Täuflinge der alten Kirche sprachen: „ich glaube an Gott den Vater" usw., der Charakter als Bekenntnis unverlierbar aufgeprägt. Als Bekenntnis im eigentlichen Sinn; es widerstrebt ihm, daß Jemand spricht: „ich glaube" usw. und sich doch nicht schlicht zum Wortlaut, sondern nur zu den religiösen Grundgedanken bekennt — oder wie man das sonst ausdrücken mag.

*) Vgl. Nr. 20 Sp. 475 d. J. D H

Zum mindesten: der Theologe und wer sonst geschichtlich gebildet ist, weiß, daß ehrwürdige Formeln im Lauf einer langen Geschichte mannigfach umgedeutet werden, und rechnet damit, daß der Pfarrer, der das Apostolikum bei der Konfirmation verliest, die Kinder nicht auf den Buchstaben dieses Bekenntnisses festlegen will. Aber die ganz überwiegende Mehrzahl der Gemeindeglieder empfindet viel zu unmittelbar, als daß sie nicht, wenn sie dieses Bekenntnis hört, es als selbstverständlich ansehen sollte, die Kinder müßten nach kirchlicher Auffassung alles darin Enthaltene glauben und bekennen. Oft genug hat man ja freilich versucht, durch entsprechende Einleitungs- oder Schlußformeln solchem Eindruck entgegen zu wirken, aber mit höchst zweifelhaftem Erfolg. Das „ich glaube" am Anfang des alten Bekenntnisses ist ungleich mächtiger als alle unsre Einleitungs- und Schlußformeln. Anders steht die Sache allenfalls bei Geistlichen wie Traub, deren Gesinnung Jedem bekannt ist, der sich überhaupt um kirchliche Dinge kümmert. Aber die allermeisten Pfarrer werden durch Einleitungs- und Schlußformeln zum Apostolikum es nicht erreichen, daß jene Auffassung schwindet, als legten sie den Kindern das Apostolikum im Sinne buchstäblicher Verpflichtung auf. Es müßte denn sein, daß man sehr starke Mittel anwendet, Einleitungs- oder Schlußformeln, die zu dem Bekenntnis passen, wie die Faust aufs Auge. Aber wer will das? Nicht nur so hanebüchene Geschmacklosigkeiten, wie die jenes Berliner Predigers, von dem erzählt wird, er habe sonntäglich das Bekenntnis durch die Worte eingeleitet: „Das apostolische Glaubensbekenntnis lautet", sondern auch weniger anstößige liturgische Formeln, die den Zweck haben, die Geltung des Bekenntnisses einzuschränken, sind und bleiben doch unerfreulich.

Will man derartige Abwege vermeiden, und will man doch dem ernsten Anstoß abhelfen, den viele Pfarrer und Gemeindeglieder, besonders Konfirmanden und Konfirmandeneltern am Apostolikum nehmen, so bleibt nur übrig, Konfirmationsformulare ohne Apostolikum zu schaffen. Den guten Willen, einem Notstand abzuhelfen, muß man in dem Plan anerkennen, der in dem Antrag von Tillich und Genossen ausgesprochen ist, und ebenso in dem Erlaß des Oberkirchenrats. Aber der Plan, das Apostolikum im Formular zu lassen und nur den Schein einer buchstäblichen Verpflichtung darauf auszuschließen, und erst recht der Erlaß des Oberkirchenrats, der uns sagt: „Es bedeutet ja schon das jetzige Formular keine solche buchstäbliche Verpflichtung", beruhen auf einer Täuschung über die Art, wie unsere Gemeinden die Liturgie anhören und verstehen — meinetwegen mißverstehen. Und diese Täuschung kann verderblich werden, wenn sie Anlaß wird, ernstere Reformen, d. h. die so nötige Einführung von Parallelformularen, hinauszuschieben.

Hermann Mulert

Aus Rom

Der Chef-Redakteur des führenden Organs der Konservativen, der „Perseveranza", bringt eine Interview mit dem ehrwürdigen, nun siebenzigjährigen Monsignore Bonomelli, Bischof von Cremona und tatkräftigen Beschützer der Auswandrer, welches die Runde durch alle Zeitungen macht. (Giornale d'Italia 7. Juni 1911.)

Eine interessante Ergänzung und Bestätigung meiner Studien über Papst Leo XIII. (Jahrgang 1896 Nr. 40 ff.) bieten seine Aeußerungen auf die Frage, ob er seiner Zeit persönlich an der Versöhnung von Staat und Kirche mitgearbeitet habe:

Soviel kann ich sagen: Anfangs hatte Leo XIII. ein versöhnliches Programm, für das er arbeitete und arbeiten ließ. Aber die Versöhnung, welcher sich König Umberto I. sowie ansehnliche Staatsmänner geneigt erklärt hatten, scheiterte — wenn es nicht wahr wäre, würde Niemand es für möglich halten — an Frankreich! Tatsächlich. Frankreich ließ Leo XIII. wissen, es werde den Gesandten beim heiligen Stuhl abberufen, falls er mit Italien Frieden schließe. Von diesem Zeitpunkt rechnet, was ich die zweite Periode von Leos XIII. italienischer Politik nennen möchte.

Zur Erhärtung dieser kategorischen Behauptung einer so wenig bekannten Episode unsrer Zeitgeschichte wurde dann die ganze Blütenlese der versöhnlichen Schriften jener Zeit durchgegangen.

Eines Tages — fuhr Monsignore Bonomelli fort — berief Leo XIII. den Monsignore Scalabrini, Bischof von Piacenza, und forderte ohne viel Umschweif nichts Geringeres von ihm, als daß er ein Buch gegen die Intransigenti (Unversöhnlichen) schrieb. Ja der Papst entwarf ihm sogar in großen Zügen das ganze Schema der Arbeit. Hierauf kam Monsignore Scalabrini zu mir, um sich meine Mitarbeit zu sichern, die ich ihm großer Ueberlastung wegen versagen mußte. Während der Arbeit wurden ihm dann nicht sowohl die Schwierigkeiten als die großen Feinheiten (delicatezza) vieler Fragen klar. Was machen? Der Papst hatte die Aufgabe gestellt; er löse nun auch die Zweifel! So begann Scalabrini eine ausführliche Korrespondenz mit Leo XIII., und nach getaner Arbeit gewahrte er, daß diese weit mehr vom Papst geschrieben worden, als von ihm selbst. Nun aber, wer sollte es glauben? Kaum war das Buch mit dem anonymen Verfasser un Prelato erschienen, so begann vornehmlich der Osservatore Romano einen wütenden Feldzug dagegen, indem er besonders auch nach dem verborgenen Autor forschte.

Monsignore Scalabrini ging zum Papst, der ihn tröstete und überredete, sich ruhig zu verhalten und an seinem Beifall genügen zu lassen. Monsignore wollte sagen, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhalte, aber Leo XIII. beschwor ihn, ihm keine so schrecklichen Schwierigkeiten zu schaffen. So tat denn Scalabrini seine Pflicht und schwieg. Dies ist eine historische, unanfechtbare Tatsache (che non teme smentita) und beweist, daß in der Kirche zwei Elemente sind: das göttliche und das menschliche. Jenes wird, laut Christi unverbrüchlichem Wort, niemals untergehen, dieses hat die ganze Hinfälligkeit und Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur . . .

Wir Aelteren haben in den letzten Jahren so oft schon die Schleier der Vergangenheit sich lüften sehen. Es ist jedes Mal, wie wenn ein Luftzug aus ewigen Höhen über uns hingehe: Der Mensch denkt und Gott lenkt! Der du der Menschen Herzen lenkest wie Wasserbäche! sagte schon der Psalmist.

Leo XIII. sah mit gesundem Takt, daß die Versöhnung mit Italien das Vernünftige, das Richtige sei. Daher jener kurze Frühling der Versöhnlichkeit. Aber der Dreibund war Frankreich ein Dorn im Auge. Ein durch den inneren Frieden gekräftigtes Italien neben Deutschland und Oesterreich durfte nicht sein. So drohte man mit dem diplomatischen Bruch. Die älteste Tochter der Kirche, die Goldgrube für den Peterspfennig, mußte man schonen. Da wurden der Sizilianer Rampolla, und sein Günstling, der französische Kardinal Lavigerie, im Vatikan allmächtig. Mit Siegerschritten durchmaßen sie die weiten Hallen; die Freunde des Dreibundes Monsignore Galimberti und Carini zertraten sie unter ihrem Fuß. Kränkung auf Kränkung häufte man auf Italien. Wies doch ein Hochgestellter die erlauchte Leiche des gemordeten Königs Umberto von der Schwelle seiner Patronatskirche; wehrt doch noch heute der geringste Sakristan der rot-weiß-grünen Fahne Italiens den Eingang ins Heiligtum; wagt doch die Vatikanische Museums-Verwaltung noch heute auf ihren Stundenplan zu drucken: Offiziere in Uniform haben keinen Zutritt! Deshalb möchte der milde Monsignore Bonomelli einige „Profile" von Vaterlandsfreunden und frommen Katholiken veröffentlichen; er wagt es aber nicht!

Aber dröhnend schreitet die Weltgeschichte weiter: Frankreich hat mit kühnem Messer das Band von Staat und Kirche zerschnitten. Der dortige Klerus ringt nicht nur mit der Macht-, sondern auch mit der Brotfrage, und der Peterspfennig schmilzt. Weder Rampolla noch Lavigerie wurden Papst: dem Dorfkinde aus Venetien, das die Tiara trägt, sind nur Dornen aus Frankreich gekommen, während Italien erblüht trotz der Feindschaft der Kurie. Wenn aber Italien trotzdem im momentanen Delirium lateinischer Brüderschaft blind für Frankreich ist, wird es erwachen, wenn dieses zweite Enfant de la louve (Kind der Wölfin) nach Tunis auch noch Tripolis geschluckt und Italien das fruchtbare Afrika ganz versperrt haben wird.

Was der Heilige Stuhl aus Portugal gewinnen wird, scheint er selbst nicht zu wissen, trotz den spanischen Beratern.

Nur die germanischen Stämme halten ihm die Treue. Wehe uns, daß damals Bonifatius die römischen Ketten so fest geschmiedet!

Maria Sell

Verschiedenes

Memoiren einer Sozialistin. Kampfjahre. Roman von Lily Braun. Verlag von Albert Langen, München 1911. 657 S. 6 Mk.

Zuerst lernte ich Lily Braun kennen und schätzen durch die von ihr herausgegebenen Kriegsbriefe ihres Vaters, des Generals von Kretschman. Ergreifend schildert sie dort in der Einleitung ihren Konflikt mit dem heißgeliebten, eisenharten Vater — den Konflikt so Vieler in unsrer Zeit, zwischen Alt und Jung —, wo man sich liebt und doch nicht mehr versteht, wo man, um sich selbst und seiner Lebensführung treu zu bleiben, brechen muß mit so manchen Schranken der Tradition und der Pietät. Das ist das Leitmotiv auch aller folgenden Bücher von Lily Braun geblieben, weil es das Leitmotiv ihres bewegten Lebens ist. Sie schenkte uns dann Im Schatten der Titanen, das reiche Lebensbild ihrer Großmutter, der Baronin von Gustedt, der Tochter Jerome Napoleons. Da lernen wir alle die Wurzeln der Vergangenheit kennen, aus denen Lily Braun ihre Lebenssäfte gesogen hat: das heiße Blut der Bonaparte wie den Sinn für das wahrhaft Menschliche und Schöne, der von Goethe und seinem Weimarer Kreis ausging. Mit einem gewissen Staunen sehen wir, wieviel soziale Motive auch schon von hier stammen. Das Schönste aber an diesem Lebensbild ist doch, wie in viel Leid Jenny von Gustedt zu einer echten, persönlichen Christin heranreift. Ich glaube, man muß diese liebevollen, verständnisinnigen Schilderungen kennen, um der Geschichte ihres eignen Lebens ganz gerecht zu werden, das uns Lily Braun nun in den heute vorliegenden zwei Bänden ihrer Memoiren einer Sozialistin gezeichnet hat. Es ist mir nie recht einleuchtend gewesen, warum sie diese Bücher einen Roman getauft hat. Offenbar nur, um sich einige dichterische Gestaltungsfreiheit zu sichern. Wer aber aus den früheren Büchern ihr Leben kennt, der findet es hier wieder, und zwar so „geistig nackt", so rückhaltlos und restlos bis in die verborgensten Winkel, daß es dieses Schleiers eigentlich nicht bedurft hätte. Es ließe sich über diese „geistige Nacktheit" natürlich allerlei sagen — ihr eignes Geschlecht wird mit der Verfasserin darüber noch strenger ins Gericht gehen —; auch das Preisgeben ihrer nächsten Angehörigen erweckt, besonders im ersten Band der Memoiren, da und dort unangenehme Gefühle. Und doch habe ich mich an dem ersten Bande, den Lehrjahren, erbaut, tatsächlich erbaut. Wie diese nach Schönheit und Sinnengenuß lechzende Natur, um ihr besseres Ich, ihre Seele zu retten, die Kreise der obersten Zehntausend verläßt und ihr Herz und ihre Liebe dem Proletariat schenkt, das bleibt mir eine der großen Bekehrungen in unsern Tagen. Kirche und Religion kommen nicht gut weg, und doch spüre ich hier etwas von dem Geist und Wirken dessen, der gesagt hat: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Ganz das Gleiche kann man von dem soeben erschienenen zweiten Band, den Kampfjahren, kaum sagen. Es bricht hier stellenweise die alte Natur wieder sehr stark durch, und wir haben nicht das Gefühl, daß die innere Abklärung in dieser Periode sehr viel Fortschritte machte. Es sind Kampfjahre. — Glänzend ist wiederum, wie schon im ersten Band, die Schilderung der sozialen und politischen Zeitgeschichte. Wie Lily Braun den an sich wahrhaft spröden Stoff der sozialdemokratischen Parteizänkereien zu gestalten weiß, das ist prächtig. In lebendigen Bildern ziehen an uns vorüber alle die großen Zeitgenossen aus dem roten Lager, Marxisten und Revisionisten, Führer und Masse, bürgerliche und proletarische Frauenrechtlerinnen. Man hat mich gefragt, ob diese Schilderungen auch zuverlässig seien, objektiv wahr. Ich gestehe, daß mir beim Lesen diese Frage gar nie gekommen ist. Gibt es denn eine ganz objektive Geschichtsschreibung, vollends wo es sich um Gegenwartsgeschichte und Gegenwartswerte handelt? Sind Bismarcks Gedanken und Erinnerungen in diesem Sinn „wahr"? Lieben wir nicht das gerade an Treitschkes Art Geschichte zu schreiben, daß er sie so mit brennendem Herzen miterlebt, daß er dadurch wohl da und dort einer Erscheinung nicht ganz gerecht wird, Andren dafür aber um so tiefer ins Herz hineingeschaut hat? So hat auch Lily Braun mit Haß und Liebe dieses Stück Zeitgeschichte geschrieben, gewiß oft einseitig, aber doch subjektiv wahr, und jedenfalls so, daß wir den Pulsschlag des Lebens selber spüren und einen lebendigen Eindruck von dem bekommen, was heut in den unteren Schichten unsers Volkes alles zittert, seufzt, ringt, stürmt, hofft, liebt, haßt. Ob nicht die Konsequenz dieses Buches ihr Ausschluß aus der sozialdemokratischen Partei sein wird? Verwundern würde es einen nicht. Sie bliebe sicherlich auch dann überzeugte Sozialistin. Aber Parteidisziplin und eine solche ausgesprochene Persönlichkeit, das paßt schlecht zusammen.

Die schwersten Bedenken wird in unserm Kreise an diesem zweiten Bande die Geschichte ihrer heutigen Ehe erregen, die mit einem schweren Ehebruch beginnt. Haben doch selbst die „Genossinnen" ihr das sehr verdacht. Tatsächlich gehören die Erörterungen über das moderne Eheproblem, die sich als eine Art Selbstverteidigung durch das ganze Buch hinziehen, zu den am wenigsten überzeugenden Ausführungen. Wer selber so unnormale Wege geführt worden ist, ist kaum geeignet, allgemeine neue Normen aufzustellen. Lily Braun verneint übrigens selbst die Schuldfrage in keiner Weise, und darum, scheint mir, ist es unsre Sache nicht, an fremder Schuld herumzudoktorn. „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie", das gilt doch wohl heute noch. Und das scheint mir doppelt wichtig, so lange unsre christliche Ethik und unsre kirchliche Erziehung so wenig tut, um die bürgerlich normalen, kirchlich geweihten ehelichen Verhältnisse auf eine höhere Stufe zu heben und hier auch laut und tapfer gegen alle Brutalität und Unmoralität zu protestieren. Es ist gewiß eine Gefahr, wenn in den freidenkerischen Kreisen solche Sünden verherrlicht werden; aber es ist ebenso eine Gefahr, wenn wir Christen diese Sünden so viel höher bewerten als sehr viele andre, die nur weniger in die Augen fallen. Darin aber täuscht sich Lily Braun sicher wie so manche andre Frau, wenn sie von der Aufhebung jeder rechtlichen und moralischen Bindung in der Dauerehe eine Hebung des Liebesverhältnisses zwischen Mann und Frau erwartet. „Sie kennt die Kanaille nicht", würde Friedrich der Große gesagt haben. Was zwischen einzelnen sittlich erzogenen Persönlichkeiten möglich sein mag, würde die Menschheit mit Sicherheit um den Ertrag einer mühsamen jahrhundertelangen sittlichen Erziehung bringen, wenn es als Norm für die Masse aufgestellt würde. Es ist ganz gewiß sehr viel verbesserungsbedürftig an unsren Eheidealen; die Männermoral steckt noch furchtbar tief im Blut. Aber die freie Liebe hilft uns da noch weniger vorwärts als wie die katholische Askese und Negation des Sinnenlebens. Erlösung von der Knechtschaft der Sinnlichkeit durch ein Leben für höhere Ideale, ein Leben im Geist Jesu für Gott und für die Menschen, das allein führt uns dahin, wo es einst auch im Blick auf dies Gebiet heißen wird:

Nun ist mir nicht mehr bange
Vor deinem Reiz, Natur;
Gestorben ist die Schlange
Und schöner lebst du nur. (Rückert)

Mit einer Frage auf dem Herzen entläßt das Buch sicher Jeden, der es mit dem Herzen gelesen hat: Was wird wohl das weitere Geschick dieser Seele sein, die auf ihrem Suchen nach einem Lebensinhalt so in den Strudel unsrer unklar ringenden Zeit hinein und bis heut noch nicht wieder herausgekommen ist? Sie selbst hat dies Buch nicht „Meisterjahre" genannt. Und das ist gut. Denn sie ist uns noch eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Religion schuldig. Nicht mit der kirchlichen Form, meinethalben. Aber mit der lebendigen Wirklichkeit, wie sie in der Gestalt ihrer Großmutter an ihrem Jugendwege stand und sie eigentlich bis heut im Geist begleitet hat. Was das vorliegende Buch da und dort bringt, ist völlig ungenügend. Was soll das z. B. heißen, wenn Lily Braun in heißer Mutterangst am Krankenbett des einzigen Kindes einmal betet, dann aber uns, gleichsam sich selber entschuldigend, auseinandersetzt: „Nicht zu den Schutzengeln, die mir ein Märchen waren, nicht zu dem Christengott, den ich nicht kannte. Mein Gebet war voll Frömmigkeit, ob es auch keine Worte hatte, mein Gebet war voll Glauben, ob es auch glaubenslos war, mein Gebet war voll Kraft, denn es richtete sich nicht gen Himmel, — es brachte dem Heiligtum des Lebens mich selbst zum Opfer dar . . ." Das heißt doch an der Wirklichkeit vorbei reden, die man tatsächlich spürt und erlebt. Ueberhaupt hat man als Christ oft bei den bunten Schicksalen dieses Lebens das sichere Gefühl: Da war Gottes Hand, das war Jesu Geist. Sollten dieser Frau nicht noch einmal die Augen aufgehen für diese höchste Wirklichkeit und diesen tiefsten Sinn ihres Lebens? Wir hoffen es, so schwer unser kirchliches Leben und unsre christliche Kraftlosigkeit es solchen Naturen oft machen muß. Aber Gott will es ja den Aufrichtigen gelingen lassen. Und zu denen gehört Lily Braun unbedingt. Mögen noch so viele menschliche, allzu menschliche Neben- und Untertöne mitklingen, der Grundton ihres Lebens ist doch rücksichtslose Liebe zur Wahrheit und Treue gegen die erkämpfte Ueberzeugung. Und darum empfehlen wir diese tapferen Bücher. Theodor Schmidt

Volkskunst.

Die Antwort von Emil Fuchs über Konfirmationsscheine betrachte ich als eine der besten Fortschritte in dieser Frage. Ich weiß nicht, ob ich Fuchs mehr danken soll für seine Statistik von 1911 oder für den Ernst, mit dem er auf die psychologische Seite des Problems hingewiesen hat. Zur Statistik darf ich sagen: Kollege Kade in Lichtentanne hatte 1911 offenbar nur moderne Scheine. — Unter dem Eindruck, den Fuchs schildert, habe ich neben der modernen Kunst den farbigen Leonardo, den farbigen Dürer und den farbigen Rembrandt herausgegeben. Wir sind also bei dem Resultat von 1911 nicht allzuweit auseinander. Von seinen Kindern haben 75 Scheine gewählt, die ich selbst auch in der einen oder andern Form herausgab. Es bleiben noch Richter, Rembrandt, Cranach, die vom Standpunkt der deutschen Kunst aus ihre Berechtigung haben. Zum mindesten wird man sagen können, daß auch bei der Methode von Fuchs, die ich in dieser ausführlichen Begründung völlig anerkenne, eine Abwanderung nach der neuzeitlichen Kunst stattgefunden hat im Jahre 1911.

Was die Wahl der neuen Künstler anbelangt, so würde auch ich eine einseitige Betonung von Gebhardt für pädagogisch verfehlt halten. Ich habe Gebhardt nur genannt, weil dieser gerade in der Statistik stand. Bei der Auswahl von Zweckbildern, die das Volk nun einmal hat für seine Feste, ist es sehr schwer, aus neueren Künstlern passende Stoffe zu finden. Wenn wir einen Künstler bekommen sollten, der das leistet, was uns vorschwebt, werden wir alle ihn mit Freuden aufnehmen.

Zu den Bemerkungen über Burnand darf ich sagen, daß es mir von Anfang an ein psychologisches Problem war, warum gerade das Volksgemüt von Burnand so gepackt war. Ich hatte noch keine Feder für Burnand eingetaucht, als mir von überall her Berichte zukamen über die Wirkung von Lichtbilderabenden der Paraboles. Es muß doch mehr deutsches Empfinden in den Bildern sein, als Fuchs annimmt. Ich glaube, daß das Volk über einzelne provençalische Typen hinwegsieht und aus den Gesichtern das uns allen gemeinsame christliche Empfinden herausfühlt.

Ich habe seit Spittas Broschüre in Hannover auf unsrer Tagung — und in Diez bei der Konferenz der Nassauischen Amtsbrüder — vor kritikfähigen Menschen gesprochen. Es war aber fast, als hätten

Spittas Einwürfe die Augen noch schärfer auf Burnand eingestellt, als wollte die psychologische Tiefe noch klarer werden.

Ich stelle mich gerne unter das Gesetz des allgemein menschlichen Irrens. Ich darf aber zugleich auch Rudolf Günther auf Spalte 573 antworten: nicht die „einschneidende“ Kritik Spittas hat verletzt, sondern das Unrecht, das Spitta dem Künstler und Menschen Burnand tat, und die eigenartige, bis jetzt ungewöhnliche Methode, daß Spitta seine auch mit groben Irrtümern versehene Broschüre an die Konsistorien sandte, um mobil zu machen gegen uns. Die „persönliche Fehde“ hat Spitta und nicht ich eröffnet.

Daß eine Debatte über Burnand kommen mußte, war mir klar und sehr erwünscht. In meiner Antwort an Spitta wollte ich vorläufig nur den Sachverhalt der von ihm angegriffenen Bilder feststellen. Eine Untersuchung über Burnand in der von Günther angedeuteten Richtung hatte ich mir vorbehalten, ehe Spitta schrieb. Jeder, der daran mitarbeitet, wird willkommen sein. Professor Schubring bringt, wie er mir schreibt, bei Spitta auf dessen Bitten einen prinzipiellen Aufsatz. Er wird Burnand völlig ablehnen, was mir Schubring schon vor Jahr und Tag sagte. Es gab eine Zeit, da hat man auch Fritz von Uhde völlig abgelehnt. Und das war die fruchtbarste Zeit für Uhde. David Koch

Zum Tarifbruch in Berliner Zeitungsdruckereien. Nachdem erst vor wenig Wochen die Hauptversammlungen der Prinzipale und der Gehilfen wie auch der Hilfsarbeiter im deutschen Buchdruckgewerbe sich in unzweideutiger Weise für die Erneuerung der mit Ende dieses Jahr ablaufenden Tarife ausgesprochen hatten, war der grobe Tarifbruch der Rotationsmaschinenmeister im Scherl'schen Zeitungsbetrieb am 16. Juni eine Ueberraschung für das große Publikum wie auch namentlich für die sozial interessierten Kreise; umsomehr als zwei andere Riesenbetriebe, die von Rudolf Mosse und Ullstein & Co., sich mit Scherl solidarisch erklärten und nun einige Tage lang rund 1 ¼ Millionen Abonnenten die altgewohnte Zeitung entbehren mußten. Der Anlaß zu der Arbeitseinstellung lag klar zu Tage. Seit Ende v. J. wünschten die Scherl'schen Rotationsdrucker eine Aenderung ihrer Arbeitszeit und, da eine befriedigende Einigung in direkten Verhandlungen mit der Geschäftsleitung nicht zustande kam, übertrugen beide Parteien der höchsten Tarifinstanz, dem paritätisch besetzten Tarifamt, die Festlegung der Arbeitszeit. Das geschah, und am 8. Mai sollte die Anordnung in Wirksamkeit treten. Da aber leistete das Personal Widerstand und verweigerte im letzten Augenblick die Arbeit. Um nicht das Erscheinen ihrer Blätter in Frage zu stellen, gab die Firma nach und erhob Klage wegen Kontraktbruchs. Mit Erfolg. Das Tarifamt erklärte die zwei Vertrauensmänner der Maschinenmeister als „für ihr Amt nicht qualifiziert“ und „daß ihr Verbleiben bei der klägerischen Firma einem friedlichen Arbeitsverhältnis nicht dienen könne“. Die Beiden wurden demgemäß von Scherl entlassen, ihre Kollegen forderten aber die Wiedereinstellung. Die Verhandlungen deswegen am 16. Juni scheiterten, trotzdem die anwesenden Gehilfen-Organisationsvorstände nachdrücklich im friedlichen Sinne auf die Maschinenmeister einzuwirken bemüht gewesen waren. Die 37 Mann legten die Arbeit nieder und brachten den Scherl'schen Rotationsbetrieb zum Stillstand. Mosse und Ullstein erklärten sich zum Druck der Scherl'schen Blätter unter Billigung der Organisationsvorstände bereit, wie denn überhaupt die Vorstände des Gehilfen- wie des Hilfsarbeiter-Verbandes alles getan haben, ihre Mitglieder zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Die Mosse'schen und Ullstein'schen Maschinenmeister verweigerten aber die Arbeit. Nun traten die meisten Berliner Zeitungsverleger und der Verein Deutscher Zeitungsverleger den drei stillgelegten Zeitungsbetrieben zur Seite, während die Personale jener drei Firmen wiederum auf Veranlassung der Gehilfen-Organisation das Verhalten der Scherl'schen Rotationsdrucker öffentlich verurteilten. Da kehrte bei den Streikenden wieder bessere Einsicht ein und am 19. Juni wurde Friede geschlossen. — Der Vorgang selbst könnte keine sonderliche Bedeutung beanspruchen: Daß unter mehr als 60 000 Gehülfen einige Dutzend noch nicht reif für die Selbstbescheidung der tariflichen Gedanken sind, sondern im eitlen Gefühl, sie könnten bei der Verletzlichkeit großer Zeitungsbetriebe allemal ihren Willen durchsetzen, den Anordnungen ihrer Organisation den Gehorsam verweigern, das kann füglich nicht Wunder nehmen. Ungleich beachtenswerter erscheint doch wohl die einwandsfreie Loyalität aller in Betracht kommenden Gehilfen-Organisationen — die alsbaldige Veröffentlichung des wirklichen Sachverhalts durch das Tarifamt hatte einer von den Streikenden versuchten Verhetzung der Berliner Arbeiterschaft glücklich vorgebeugt — und der straffe Zusammenhalt der sonst im scharfen Wettbewerb stehenden Zeitungsverleger. Wenn scharfmacherische Organe vorschnell beflissen waren, den Berliner Druckerstreik zur Diskreditierung des Tarifgedankens zu verwerten, so können u. E. die Freunde einer friedlichen Regelung des Arbeitsvertrags viel eher die weitere Behandlung des bedauerlichen Tarifbruchs durch die Gehilfenorganisationen als einen erfreulichen Beweis für die sittliche Kraft und die reife Vertragstreue des fortgeschrittensten Teils der deutschen Arbeiterschaft bewerten. Anderseits war es in Buchdruckerkreisen seit lange bekannt, daß in den großen Berliner Zeitungsbetrieben vermöge des durch die Sonderorganisationen der Maschinenmeister, Maschinensetzer, Hilfsarbeiter 2c. noch genährten Kraftgefühls latente Konfliktstimmung herrschte. Bei der letzten Tariferneuerung war ja schon gerade von Berlin aus die friedliche Durchführung bedroht gewesen, und es mußte damit gerechnet werden, daß, wenn im Herbst die Vertreter von Arbeitgebern und -Nehmern im Buchdruckgewerbe zur zeitgemäßen Abänderung des Tarifs zusammentreten, wieder radikale Berliner Gehilfenkreise eine Verständigung erschweren würden. Für die Erhaltung des Friedens im Gesamtgewerbe erscheint es mir eher förderlich, daß vor jenen Beratungen das Geschwür trotziger Unbotmäßigkeit zum Durchbruch gekommen ist und die Tariforgane einen vollen Sieg davon getragen haben. Die Tarifidee hat in breiten Gehilfenkreisen jedenfalls durch den Mißerfolg des Berliner Friedensbruchs nur eine Kräftigung erfahren können, und die glücklich beigelegte bedrohliche Krisis hat dem ganzen Gewerbe klar vor Augen geführt, welch ungeheuren volkswirtschaftlichen und kulturellen Werte bei einer allgemeinen Störung des Friedens im Buchdruckgewerbe gefährdet sein würden. Bauer

---

Nach Schluß der Redaktion eingetroffen:

Von der Verhandlung des Spruchkollegiums.

Weder soll hier der Verlauf der Verhandlung eingehend geschildert werden — hoffentlich wird die stenographische Niederschrift durch Druck der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht —, noch versucht werden, jetzt schon das Ergebnis zu würdigen. Ich gebe nur Eindrücke wieder, niedergeschrieben großenteils nach der Verhandlung und vor der Entscheidung.

Die Zeitungen haben bereits gemeldet, welche Belastung das Verlesen der Akten bedeutete. War es nötig, wenn das Verfahren doch in seinem Wesen dem gerichtlichen und disziplinaren nicht gleichen soll? Die Verlesung zeigte uns noch einmal das Werden des „Falles Jatho“ von 1905 an — bis dahin hat Jatho, 30 Jahre lang, unangefochten seine Aemter verwaltet — bis zur Gegenwart, aber sie dauerte von 10 bis 3. Und es war in Berlin furchtbar heiß. Um 4 folgte eine längere Vernehmung Jathos. Von den vier Zeugen, die (statt der ursprünglich genannten elf) zu hören er und seine Verteidiger erneut beantragten, besonders über seine Zurückhaltung von der Kirchenpolitik, wurde einer vernommen, der Wuppertaler Landtagsabgeordnete Hintzmann, danach um 8 die Sitzung vertagt. Sonnabend 10—½2 sprachen die Verteidiger, danach der „Angeklagte“ ein kurzes letztes Wort.

Sogleich bei Beginn jener Vernehmung Jathos trat zu Tage, daß er und manche der ihm gegenüber Sitzenden in zwei getrennten Welten leben. Ordinationsgelübde und Verwandtes, woran er erinnert wurde, empfindet er nicht im geringsten als Hindernis, Gott rein so zu predigen, wie er ihn erlebt. „Ich bin meinem Gott und meinem Gewissen verantwortlich und keiner Landeskirche“, überhaupt keiner menschlichen Instanz. Und diese Vernehmung, wesentlich über die Punkte, über die er sich schon schriftlich hatte äußern müssen, bewies, mochte auch Dryander, dem sie hauptsächlich oblag, sie entgegenkommend gestalten, doch von neuem, nur noch deutlicher, daß dogmatisches Fragen — dogmatisch hier einfach im Sinn von theologisch-begrifflich, nicht von orthodox — bei solch radikalem Mystiker wenig schafft. Ihm ist Gottinnigkeit mehr als Gotteserkenntnis, sein Beten meist wortlos; am ehesten spricht er noch: „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“ Ihm fehlt jedes Vermögen, sich in die Seele der Fragenden hineinzuversetzen; Niemand konnte ihn in dem Verdacht haben, daß er Brücken schlagen, sich akkommodieren wollte. Versuche, durch Formulierungen positiven Besitz bei ihm festzustellen, beantwortete er aus überströmender innerer Lebendigkeit heraus fast immer mit Worten, die als Negationen wirken mußten.

Das einzige Zugeständnis war da, daß er auf die Frage, ob er sich „Monist“ nenne, antwortete: auf die Namen komme es nicht sehr an; „nennen Sie mich einen Panentheisten.“*) Baumgarten hatte Recht, als er in seiner Verteidigungsrede, worin er bei Ablehnung der Jathoschen Theologie um der religiösen Wirkungen dieses Mannes willen ihn dem landeskirchlichen Amt erhalten wissen wollte, Jatho charakterisierte als für theoretisch-theologische Auseinandersetzung inkommensurabel. Für Jathos Praxis aber führte er aus den über 150 Briefen, die das Spruchkollegium erhalten hatte, ergreifende Zeugnisse vor. Wollte Gott, unsere Landeskirche hätte an Seelsorgern von solcher Wirkung Ueberfluß! Traubs Verteidigungsrede war in ihrem ersten Teil mehr formal-juristisch, im zweiten zeigte er die theologischen Schwierigkeiten. In der Tat, wie weit ist der Weg von denjenigen landeskirchlichen Pfarrern, die der Pfingstbewegung, den Zungenrednern, nahe stehen, oder von denen, die das höllische Feuer im Erdinnern oder auf einem anderen Planeten suchen (bisher hatten wir gemeint, von deutschen Theologen verträte nur ein römischer Dogmatiker diese Anschauung), aber auch von Männern, die mitten in theologischer Arbeit stehen, von dem Mitglied des Spruchkollegiums, das offen und ernst erklärte, die Erzählung von den Engeln auf dem Feld von Bethlehem sei ihm nicht Legende, bis hin zu Jatho!

Jathos warmherziges Schlußwort war eine Bitte nicht für ihn selbst, sondern für seine Gemeinde. Kein Zuhörer mochte aus dem Saal gehen ohne stärkstes Empfinden für die Schwierigkeit der Aufgabe, für die Verantwortung, die den Männern des Spruchkollegiums zufiel. Innige Frömmigkeit, weitgehende theologische Negation, tiefstes seelsorgerisches Wirken zusammen abschätzen! Und im Hintergrund die allgemeinere Frage: Soll, darf man in solchem Fall wegen Irrlehre absetzen, wenn doch Pastoren, die durch ihre wissenschaftliche Rückständigkeit das Christentum vor den Gebildeten der Zeit bloßstellen, die durch Trägheit das geistliche Leben verwüsten, wenn ein Pastor, der den kirchenpolitischen Kampf in ehrabschneiderischer Weise führt, wenn diese alle im Amte bleiben?

Das Kollegium hat seinen Spruch gefällt, es hat Jatho seines Amtes enthoben. Wer in diesen Tagen ihm und den Seinen nahe war, weiß, daß sie innerlich so zu den Dingen stehen, wie man es ihnen wünscht. Welche Wirkung der Spruch auf unsere Kirche haben wird, weiß Gott. H M

*) Panentheismus ist eine, u. a. von Lotze vertretene, zwischen Theismus und Pantheismus stehende religionsphilosophische Auffassung.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der C. W. Leipzig. Montag 3. Juli 8 Uhr im Hotel de Pologne, Heinstraße: Religion und Rasse. Pastor Fritz Israel-Helsingfors, früher Leipzig.

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober **Goslar** Hotel Achtermann

Montag 2. Oktober abends ½7 Uhr: **Neue Ansätze in der konservativen Dogmatik und ihre Bedeutung.** Professor Stephan aus Marburg.

Dienstag 3. Oktober vormittags 9 Uhr: **Die Seele des Verbrechers und das Problem des Bösen im Menschen.** Pfarrer Philippi aus Wiesbaden und Professor Kattenbusch aus Halle.

Mittwoch 4. Oktober vormittags 9 Uhr: Ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 23. Der christliche Studenten-Weltbund — Aus dem kirchlichen Leben Hollands (Schluß) — Die römische Kirche in Deutschland (Schluß) — Austritte aus der preußischen Landeskirche — Unentbehrlichkeit der theologischen Fakultäten — Verschiedenes: Der Schnapskonsum; Erziehung deutscher Kinder in ausländischen Klöstern

Nr. 24. Statistik der altpreußischen Landeskirche für 1909 — Konsistorialbezirk Wiesbaden. Zweites Halbjahr 1910 — Nochmals Braunschweig — Westpreußen. Juli-Dezember 1910 — Bund deutscher Jugendvereine — Deutsche evangelische Seemannsmission in Großbritannien — Pastorenleben — Verschiedenes: Die alten Begriffe; Kinder sind eine Gabe des Herrn; Mehr Freude; Abessinien; Kalenderreform im Orient; Theologische Schule in Bethel; Diakonieverein; Konfirmation und Apostolikum; Tertius gaudens

Versammlungskalender

19. Juli—3. Aug.	Casseler Fröbelkursus	Cassel
20.—24. August	Reformierter Bund	Detmold
28. Aug. bis 2. Sept.	Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz	Upsala
18. Sept.—15. Okt.	Ausbildungskursus für Jugendvereinsleiter	Hamburg
23.—25. September	Hauptversammlung des Gustav-Adolf Vereins	Frankfurt
25.—28. „	Kongreß für Innere Mission	Stettin
2.— 3. Oktober	Deutsch-evangelischer Kirchengesangvereinstag	Hannover
2.— 4. „	Freunde der Christlichen Welt	Goslar
5.— 8. „	Evangelischer Bund	Dortmund

Reisezeit!

Der Verlag der Christlichen Welt nimmt direkte Bestellungen auf das nächste Quartal an mit der Verpflichtung, das Blatt an die angegebnen wechselnden Adressen zu senden. Das Abonnement mit Porto beträgt 2.90 Mk. Den Mehrbetrag für etwaiges Auslandsporto trägt in diesem Falle der Verlag.

Wanted **Position** as **Companion** or **Governess** by a german Lady, who has been in Paris (daughter of University Professor). Highest references Recommended by Excellenz D. Weiß Professor of Theology Berlin. Adress: **Miß S. 162 Holland Road, Kensington W. London.**

Harmoniums
beste Fabrikate · 6 M. monatlich
Catalog gratis.
E. Roggenbauch
STUTTGART.

Das Wunder in der neueren Theologie

Von Pfarrer **Eisele** in Schnaitheim (Württemberg). Verlag Hoffmann-Leipzig. 24 S. 40 Pfg.

In dieser Schrift setzt sich Verfasser besonders mit Theologen der „Christlichen Welt“ (Ritschl selbst, Harnack, Kaftan, Herrmann, Sell) über die Frage auseinander, ob die von denselben gegebene Lösung der Wunderfrage haltbar ist, und kommt dabei zu einer verneinenden Antwort.

Zweihundertfünfundsiebzig
selbsterprobte Koch-, Brat- und Backrezepte. Von Anna Daubeck. Preis 75 Pfennig. Das billigste und beste
Kochbuch für die vegetarische Küche
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW 11, Hallesche Str. 123

Jungborn Rudolf Just's Kuranstalt
Post: Stapelburg (Harz)
Zwischen Bad Harzburg und Ilsenburg
Naturheilanstalt und Erholungsheim
Große Heilerfolge bei allen Krankheitsarten. — Ärztliche Leitung.
Harz-Idyll in mittlerer geschützter Höhenlage. Saison v. 15. IV. bis 15. X. Prosp. frei.
Lehrbuch der Jungborn-Heil- u. Lebensweise v. Adolf Just, Gründer v. Jungborn:
„Kehrt zur Natur zurück!“ 7. Aufl. (20. bis 25. Tausend) eleg. gebd. M 6.80 franko,
„Der Jungborn-Tisch“, neues vegetar. Kochbuch, 4. Aufl., gebd. M 1.40 franko.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München

Arthur Bonus

Isländerbuch drei Bände

Herausgegeben vom Kunstwart

Preis 4 Mk. für jeden gehefteten, 5 Mk. für jeden gebundenen Band. 1. und 2. Band: Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten. 3. Band: Einführung zum Isländerbuch.

„Wer sich in diese so schlicht und gelassen erzählten Sagenbruchstücke vertieft, der wird erkennen, daß in ihnen, von aller Phrase frei, wirklicher Herzschlag germanischen Lebens pulsiert.“

Literarisches Echo

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack, Schuster, Titius**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

36. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 12. Bitte der Redaktion — Seidenstücker, Pāli-Buddhismus in Uebersetzungen (Oldenberg) — Khuddaka-Pātho. Aus dem Pali übers. und erl. von Karl Seidenstücker (Ders.) — Domaszewski, Abhandlungen zur römischen Religion (P. Wendland) — Scherer, Neue Fuldaer Bruchstücke der Weingartener Prophetenhandschrift (Nowack) — Haupt, The Book of Esther (Löhr) — Caspari, Vorstellung und Wort „Friede“ im alten Testament (Kleinert) — Steinmetzer, Die Geschichte der Geburt und Kindheit Christi und ihr Verhältnis zur babylonischen Mythe (Gunkel) — Holtzmann, Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie (Heinrici) — Bousset, Gnosis und Gnostiker (Krüger) — Brewer, Die Frage um das Zeitalter Kommodians (Dräseke) — Strauch, Die Deutschordensliteratur des Mittelalters (Werminghoff) — Müller, Kirche, Gemeinde und Obrigkeit nach Luther (Kawerau) — Kahl, Der Rechtsinhalt des Konkordienbuchs (Tschackert) — Heiner, Die Maßregeln Pius X. gegen den Modernismus (W. Köhler) — Lasson, Beiträge zur Hegel-Forschung (Dorner) — Dannemann, Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhang (Beth) — Seeberg, Kirche, Gnadenmittel und Gnadengaben (Lobstein) — Die Kirche im Gerichte ihrer Gegner (Schian) — O. Dibelius, Unsere Großstadtgemeinden, ihre Not und deren Ueberwindung (Drews) — Hinderer, Was zur Tat wurde (Knoke) — Religion und Sozialismus (Traub) — Matthes, Der evangelische Religionsunterricht im Dienst der Erziehung (Eger) — Referate: Byzantinische Legenden — Neubach, Aus der Vergangenheit der Pfarrei Achtelsbach — Habich, Das Gebetbuch des Matthäus Schwarz — Mitteilungen: (34) Die Ausgrabungen in Milet und Didyma — (35) Das hohe Lied des Apostels Paulus von der Liebe und seine religionsgeschichtliche Bedeutung — (36) Islamitische Gesetzessammlung ‚Magmu‘ Zaid b. alī. — (37) H. v. Soden, Berichtigung — Wichtige Rezensionen — Neueste Literatur

Soeben erschienen: **Dr. med. Wilhelm Winsch**, Badearzt in Henkenhagen bei Kolberg, **„Ueber Wärmekultur,** ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen.“ 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis **65 Pfg.** mit Porto. Verlag: **Lebenskun!t-Heilkun!t, Berlin SW. 11,** Hallesche-straße 20.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 387 250 060 M. Vermögensbestand 141 995 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg